



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1934

9 (1934)

Beregibmeinnicht

 Illustrierte Zeitschrift der  Mariannhiller Mission

Nummer 9

September 1934

52. Jahrgang

Kehr dich zu Gott!

Elend der Zeit, Untreu' der Welt,
Bedent's zur Zeit, das rat' ich dir.
Nicht achte, ob man rühm', man schelt',
Kehr dich zu Gott und folge mir.
Die Welt freut einen Augenblick,
Der Hölle Pein hat nimmer Ende;
Dein Herz in Vorheit nicht verstrid,
Nimm wahr, daß dich die Welt nicht blende.

Such Kurzweil nicht in dieser Welt,
Sonst bist du sicherlich betrogen.
Wie lange währt's? Der Tod schon hält
Mit seinem Nehe dich umzogen.
Die Welt gelobt und hält nicht Wort,
Sie täuschet sicher dein Vertrauen;
Sieh ihre Untreu' allerort
Und woll' auf ihre Gunst nicht bauen.

Versetze dich in Lieb und Leid
Auf der Vorsehung stillen Grund,
Mit Herz und Mund zum Flehn bereit,
Dass dir Erbarmen werde kund.
Nun säume nicht und räste nicht,
Für jetzt noch waltert das Erbarmen;
In Reu' und Beicht geh zu Gericht,
Mit deiner teuren Seel', der armen.

Sei's Freud', sei's Lust, bald schwindet hin,
Was auch die Welt dir bieten mag.
Gebrauch Vernunft, des Wortes Sinn
Versteh, das ich dir treulich sag':
Halt dich zu Gott, das dünkt mich gut
Und wird dich nimmermehr gereuen;
Für dich ist hingeströmt sein Blut,
Gib ihm dein Herz in ganzen Treuen!

Heinrich von Laufenberg.

Missions- und Ordenspioniere

Bruder Melchior Neumeier RMM.*)

Gebet und Arbeit war sein Leben
Im Ordensdienst der Mission. —
Die echte Tugend all' sein Streben
Und herrlich seiner Treue Lohn.

Einer der vielen Missionspioniere der ersten vierzig Jahre war Bruder Melchior Neumeier selig. Johann Baptist war am 7. März 1867 in Holzhausen bei Altötting geboren. Er war ein einfacher Dienstknecht und trat am 25. August 1890 in Mariannhill ein. Er wurde noch im selben Jahre eingekleidet und legte am 8. Dezember 1895 seine ewige Profess ab. Er starb am 23. September 1923 in Censtochow Südafrika. Die Arbeit am Pflug und im Fuhrwerk war dem Sohne vom Lande nichts Neues. Im halbtropischen Mariannahiller Klima aber bedeutet sie in den Sommermonaten an sich schon ein Opferleben. Dazu nahm Bruder Melchior die volle Strenge des damaligen Trappistenlebens mit Jugendfeuer auf sich und harrte 40 Sonnenwenden darin aus. Voller 33 Jahre lebte er — von 1890 bis 1923 — unter uns und er erreichte somit als Ordensmann das Vollalter Christi.

Von seinem Heiland hatte er gelernt, von Herzen sanftmütig und demütig zu sein. Das zeichnete die gute Seele insbesondere aus bis in den Tod.

Nach Ablegung seiner ewigen Gelübde vom musterhaft durchlebten zweijährigen Noviziat entlassen, berief der Gehorsam den etwa dreißigjährigen Professbruder von Mariannhill auf die 120 Meilen entfernte Missionsstation Reichenau. Diese älteste Filiale des Mutterhauses machte eben ihr erstes Entwicklungsstadium durch. Bruder Melchior nahm an den Entbehrungen und Lasten der Neugründung mitten im unkultivierten, wohnungslosen Heidenlande reichlich teil. An den Ufern des kurvenreichen Polelaflusses führte er auch in der Sommerhitze unverdrossen den Pflug. Bei Gewittergüssen, Hagelschauern und im rauen Winterklima dieser hochgelegenen Station hielt er als Fuhrmann auf der Farm und Straße tapfer aus. Lange Zeit besorgte er die Pflege der Acker-, Zug- und Reitpferde mit unermüdlicher Geduld. Manches wilde Afrikaroß zügelte er in jenen Jahren. Manchen Neubruch legte er mit seinem Doppel- oder Dreigespann an. — Später setzte Bruder Melchior diesen beschwerlichen Dienst auf der Missionsstation Ötting fort, bis die Obern ihn der Station Emaus bei Lourdes zuteilten.

Hier trat zu der gewohnten Ackerbaumühe noch der Schaffnerposten unter Oberleitung des dort emeritierten Ehrw. Vaters, Abt Franz. Nicht geringe Anforderungen an den Arbeitsfleiß und die Ordensdisziplin des guten Bruder Melchior wurden hier gestellt. Abt Pater Franz hielt bis in sein höchstes Alter pünktlich am morgenfrühen Ora und strammen Labora des Trappistentages fest. Es war nicht leicht, alle Wünsche und Erwartungen des Gründers und Oberpionieres zu erfüllen. Es hieß neue Feldmarken anlegen und sie Jahr für Jahr erweitern. Die meisten Gebäulichkeiten waren erst herzustellen — und zwar im gewohnten Schnelligkeitstempo des Abtes.

*) Anm. d. Schriftleitung. Im Juliheft geben wir eine ganz kurze Skizze über den ehrw. Bruder. Heute sind wir in der Lage ein ausführliches Bild von ihm zu geben, dem unsere Leser gewiß ihre Aufmerksamkeit schenken werden.



**Se. Exzell. Victor Bieler Bischof von Sitten (Wallis)
ein großer Missionsfreund**

Des Bruders Naturell aber war mehr zähe und stetig als rasch und feurig. Zur Last und Hize des Tages kamen noch viele andere Geduldssproben. Der gute Induna bedurfte da seines ganzen Vorrats an Bereitwilligkeit und Ausdauer in heroischem Grade. — Er nannte jene Zeit später mit gutem Grunde „sein Fegefeuer“....

Doch lange Jahre hielt er im Ofen der Prüfungen aus, denn Bruder Melchior war und blieb sein ganzes Leben lang ein Mann des Gebetes und gewissenhafter Pflichterfüllung — wie so viele seiner Berufsgenossen in der Mariannhiller Jugendperiode. Die Nachfolge Christi war seine tägliche Lesung, Beherzigung und — Praxis! Nach dem Heimgange des Ehrwürdigen Vaters Franz kam dann der getreue Diener an ein stilles Plätzchen, das dem Gemüte und Seelenleben des nun schon bejahrten Bruders besser entsprach. Es ging an den Polela zurück. Diesmal nicht auf die Hauptstation Reichenau sondern auf ihre Ackerbausfiliale Josephsheim. Hier war in 5 Meilen entlegener Einsamkeit ein Meierhof erbaut und die Landbewirtschaftung eröffnet worden. Der stille Ort passte also nicht bloß zum sanften Naturell des Melchior, sondern sogar auch zum Familiennamen des Neumeier! Die hiesige neue Meierei sollte volle 9 Jahre seine liebe Heimat sein. Da konnte er viel ungestörter das Ora des Herzens mit dem Labora der Hand verbinden. Es fehlten auch die Opfergelegenheiten nicht, die Mängel und Entbehrungen einer entlegenen und erst auszugestaltenden Feldmark von beträchtlicher Ausdehnung.

Das Anwesen war ganz vom entfernten Reichenau abhängig. Br. Melchior fiel das Amt eines Verwalters, Induna, Farmers und Vorarbeiter zu. Seine Wohnung war ein kleines Zimmerchen in der Behausung der 10 bis 20 eingeborenen Arbeiter, die zur Bestellung der Felder und Pflege des Viehbestandes nötig waren. Der Verwalter hatte das Ganze nicht bloß zu beaufsichtigen, sondern überall selbst mit Hand anzulegen. Die Eingeborenen bedürfen ja bekanntlich sehr lange Zeit, bis sie selbständig, ohne Aufsicht und Nachhilfe arbeiten können. Außer Pflügen und Ochsenfuhrwerk darf man ihnen wenig anvertrauen. Das gilt besonders überall da, wo das Denken, Messen, Berechnen und Vorausplanen notwendig ist. Also an Geduldproben fehlte es auch hier dem einsamen Farmer nicht. — In der Magenfrage gab es noch mehr solche Proben. Die Primitive Eingeborenenküche lieferte wenig Einladendes für einen Europäer. Brot und Milch mit etwas Käse oder Eierspeise bildete darum beständig fast den einzigen Küchenzettel. Das Trinkwasser mußte ziemlich weit von einer Quelle herbegeholt oder direkt vom Himmel aufgesangen werden. Das nächtliche Ruhe- lager war ein rauher Strohsack mit zwei einfachen Wolldecken.

In religiöser Hinsicht hieß es noch weit mehr Opfer bringen. Zu jener Zeit ersfreute sich Josephsheim noch keiner Hauskapelle mit dem Allerheiligsten noch irgend eines Oratoriums. Wollte der gute Bruder eine heilige Messe hören und die heilige Kommunion empfangen, so mußte er die 5 Meilen nach Reichenau zurücklegen. Glücklicherweise hatte er in seiner Jugend das Radfahren gelernt. So kam ihm nun ein altes Fahrrad sehr zugestanden. Nach getaner Arbeit, wenn andere ruhen konnten, schwang Bruder Melchior sich auf sein Rad und sauste der Missionskirche zu. Unterwegs waren mehrere ziemlich steile Hügel zu überwinden, was an die Lunge eines Bejahrten allzu große Anforderungen stellte. Hierbei holte sich der eifrige Kirchenbesucher höchstwahrscheinlich den Keim zu seiner späteren Todeskrankheit. Bei morastiger Straße mußte er auch oft das Pferd besteigen oder zu Fuß marschieren. — Wie oft sah der Schreiber den Ermüdeten am späten Abend oder frühesten Morgen zum Gotteshause eilen, nicht selten von schwerem Regen durchnäßt oder im Winter mit erstarrten Gliedern. In der Polelagegend gibt es vom April bis September oft starken Frost, zuweilen auch beträchtlichen Schneefall. Das Thermometer sinkt bis zu 12 Grad Celsius unter Null und eisige Winde wehen vom Südpol. Bruder Mel-

Melchior fehlte in den 9 Jahren nicht oft bei der Frühmesse um $5\frac{1}{2}$ Uhr in Reichenau. Diese heroische Leistung haben alle bewundert. Gewöhnlich diente er auch bei der heiligen Messe am Altar. Die Sitzbank an seinem Platze in der Brüderkapelle benützte er nur bei großer Müdigkeit oder Unwohlsein. In späteren Jahren plagten ihn rheumatische Schmerzen, aber nie sah man den Leidenden ungeduldig oder verstimmt. Der Zorn schien ihm ein fremder Begriff — auch bei recht verdrießlichen Erfahrungen mit den schwarzen Arbeitern auf seiner Farm.

Dort gibt es in den Sommermonaten die Mosquitoplage. Aus den Sumpfgegenden am Polela steigen allabendlich ganze Schwärme dieser stechlustigen Insekten auf und übersetzen in der Dämmerstunde die Menschen im Freien. In unvergitterte Schlafräume dringen sie ein und singen den Ohren ein lästiges Lied, dem sogleich die rücksichtslose Gifteinjection folgt samt stechendem Schmerz und Hautgeschwulst. Massenhaft tritt dort auch die gemeine Haussfliege auf und die Legion sonstiger Insekten bei Tag und bei Nacht. Aber nichts konnte die Geduld des Bruders erschüttern. Den Mosquitostichen setzte er sich zuweilen wohl absichtlich aus. Für so viele kleine Tugendübungen beschenkte der Himmel ihn mit großen Gnaden der inneren Frömmigkeit und höheren Tröstungen. Nach einer — zwar unverbürgten — Erzählung der Eingeborenen, sahen sie zuweilen wie die Vögel des Feldes dem pflügenden Bruder folgten, sich auf den Pflug und sogar auf seinen Hut setzten. ... Bruder Melchior legte nämlich neben den vielen Anforderungen seines Schaffnerpostens auch persönlich Hand an jede sonstige Arbeit. Außer den Mühen im Feld und Wald, Garten und Stall war er Amateur-Handwerker in Holz und Eisen und in allen möglichen Bedürfnissen des Meierhofes. Er machte zuweilen auch den Steinbrecher und Maurer. Stets mit kleinen oder größeren Arbeiten beschäftigt, kam ihm seine gute Erfindungsgabe recht zustatten.

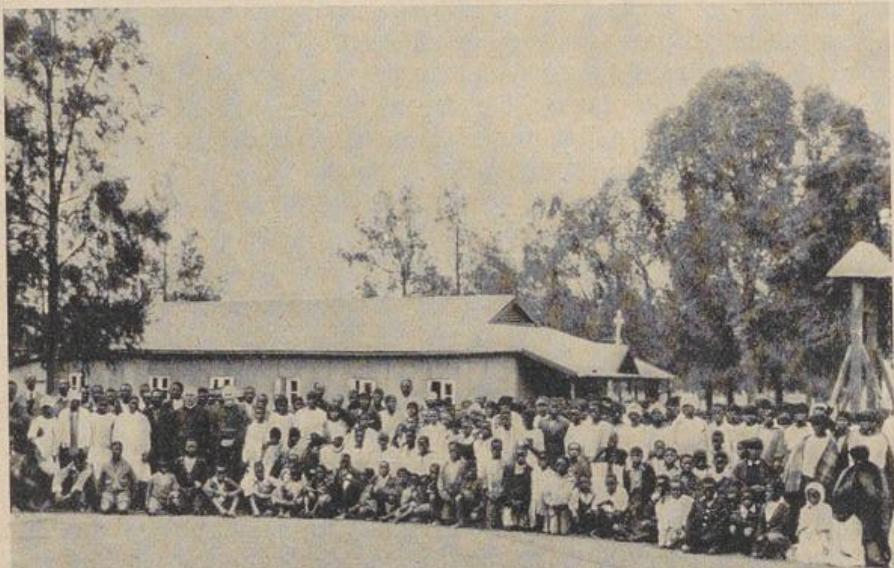
In der Getreideernte gab es außerordentliche Geduldproben zu bestehen. Das Wetter ist um diese Zeit in Afrika oft höchst unbeständig. Es fehlt an Arbeitskräften und Fuhrwerk. Das in staubhüllende Dreschen mit der Maschine besorgte der Bruder gewöhnlich selbst. Es trug mit dem vielen Radfahren sicher zur Beschleunigung seiner Todeskrankheit bei.

Trotz fleißiger und umsichtiger Arbeit waren die Farmerträge in jenen Jahren infolge Trockenheit und Hagelschlägen manchmal recht gering und das Resultat gewisser Unternehmungen geradezu entmutigend. — Auch da bewährte der Geprüfte große Ergebung und Gelassenheit. Der Wille Gottes über alles! blieb sein Kraftsprüchlein in jeder Lage. — Während der Kriegsjahre hatte der „König Melchior“ in langwunden fast weißen Vollbart seinen Teil an Unahnnehmlichkeiten zu tragen. Wie die Reichenauer „Germans“ mußte er allmonatlich nach dem Regierungscourt Himeville pilgern zum Beweise seiner Loyalen Gesinnung gegen das britische Weltreich. Ein Farmer schätzte die altehrwürdige Gestalt auf 70 Lebensjahre. In Wirklichkeit war sein Alter noch ziemlich weit davon.

Während der langen Kriegsdauer radelte also Bruder Melchior an die 40 mal nach dem entlegenen Stellungsort. Später auch noch oft zum gleichen Zweck nach einem englischen Farmgehöste. — In seiner Dienstperiode mußte bereits die ganze Viehherde zu gesetzmäßig bestimmten Zeiten gegen Zeckenpest „Gedippt“ werden. Da hieß es jedesmal samt der Herde volle 5 Meilen zum Dippingtanf marschieren und den ganzen Untertauchungsprozeß sorg-

jältig überwachen. Es bedeutete auf die Dauer eine neue und nicht kleine Last . . .

Konnte der „Einödbauer“ wegen allzu ungünstigen Wetters oder sonstigen Hindernissen den Weg zur fernen Missionskirche nicht machen, so widmete er sich an solchen Feierabenden dem Katechismusunterricht seiner schwarzen Arbeiter. Josephsheim hat im Laufe der Jahre eine schöne Anzahl von Heiden folcherweise zur hl. Taufe vorbereitet, und die Getauften zum weiteren Sakramentenempfang. Gebet und Arbeit war des Bruders Leben. „Religion und Arbeit“ sein Grundsatz gegenüber den vielen Afrikanern die im Laufe der 9 Jahre in Diensten standen. — In den wenigen Freistunden „daheim“ pflegte Bruder Melchior fleißig die geistliche Lesung.



St. Joseph bei Westers, Natal

Nebst seinem Leibbüchlein, der Nachfolge Christi, las er mit Vorliebe die „Geistliche Stadt Gottes“ von Maria von Alreda. Der Rosenkranz war sein lieber Begleiter von früh bis spät, vor und nach der Arbeit, besonders auf den vielen Wegen und Gängen, die er zu machen hatte.

Die meisten Sonn- und Feiertage verlebte der Ordensbruder im Schatten des Heiligtumes der Missionsstation. Da erbaute er alle durch sein stilles bescheidenes Wesen, die Sammlung und den unermüdlichen Gebetseifer eines im Dienste Gottes Ergrauten. Sehr mäßig in Speise und Trank, gönnte er sich trotz der vielen Entbehrungen in Josephsheim kaum je ein Gläschchen Wein oder eine Zigarette. Spiel und laute Unterhaltung war nicht sein Plässir. Doch liebte er ein kurzes, erbauliches Gespräch . . . Ein Wort von Bruder Melchior war zuweilen wirklich Goldes wert. So hatte einst ein Mitbruder von Innen und Außen schwere Zeiten durchzumachen, er befand sich in „dreitägiger Finsternis“ und Ratlosigkeit, was er in seiner Lage tun solle!?? Der Meister von der „Nachfolge Christi“ löste die Schwierigkeit in bester Weise. Er sagte nach besonderem Fürbittgebet zu dem hart geprüften Bruder: „Sei gern ein Tor um Christi willen!“ Das leuchtete dem Mitbruder wunderbar klar ein und er handelte darnach . . . In der

Folge pries er dann öffentlich das glücklich gefundene Wort zur rechten Zeit und sagte: Bruder Melchior hat mich mit einem Schlage aus der Finsternis befreit!!

So lebte der weise „König Melchior“ durch eine ganze Jahresnowene neun mal 365 Tage, in Josephsheim und Reichenau. Es war sein liebes „verborgenes Leben“ . . . mit Jesus in Nazareth. Aber der Heiland wollte ihn noch mehr nach eignem Bilde gestalten. — Es sollten gleichsam auch drei „öffentliche Jahre“ seinem Tod vorausgehen. Der Gehorsam versetzte den stillen Bruder als Feldschaffner auf eine viel größere, recht unruhige Station. Da war viel Geschäft, Verkehr und Störung, sodass er später einem guten Freunde anvertraute, er könne sich nie „daheim“ fühlen. Aber mit gewohnter Selbstverleugnung ergab sich der nun schon kränkende, altersmüde Knecht des Herrn in seine Fügung. Der fromme Induna mit dem wallenden schneeweissen Bart erbaute nun alle Christen und Heiden der großen Missionsstation. Das im Sommer oft entnervende Klima setzte seiner Gesundheit stark zu. Die längst im Keime vorhandene Lungentuberkulose zeigte sich in voller Deutlichkeit. Trotz der sorgfältigen Pflege war ihre Weiterentwicklung unvermeidlich. Im dritten Jahre seiner letzten Opferperiode fesselte sie ihn an die Krankenstube. Den verhältnismäßig gesunden Winter in dieser Gegend überstand Bruder Melchior noch. Der Wunsch, am 15. August mit der himmlischen Mutter in die Heimat zu ziehen, erfüllte sich nicht. Im September litt der Kranke sehr aber stets mit erbaulicher Geduld. Das Fest Mariä Geburt und Mariä Namen wie auch heilig Kreuz-Erhöhung gingen vorbei . . . Schmerzen und Schwäche stiegen. Damit schwand auch jede Hoffnung der Stationsgenossen, das Leben des allbeliebten Mitbruders zu verlängern. In der folgenden Woche spendete ihm der Stations-Obere die letzten hl. Sacramente. Der gute und getreue Knecht hatte alle Prüfungen bestanden und durste nun am 23. September, Sonntags früh eingehen in die Ruhe seines Herrn. —

Das Begräbnis fand in Gegenwart vieler Christen, Katechumenen und Heiden der ausgedehnten Mission statt. Des Heimgegangenen Leben und Sterben war für sie eine Predigt besten Beispieles gewesen. Man trauerte über den Verlust einer so guten Seele, freute sich aber auch ihrer erbauungsreichen Vollendung. Mitten unter fast 2000 getauften Afrikanern, Groß und Klein, aus der ganzen, weiten Umgegend gesammelt, erwartet nun der „Weise Melchior“ die einstige Auferstehung des Leibes zum ewigen Leben.

Ich glaube nicht, daß es ein besseres Heilmittel gibt als die Aufopferung unserer Leiden zum Heile unserer Brüder; es scheint unmöglich, daß diese vom Herzen Christi verworfen werde. Die Seele, die da trauert und leidet, damit „zu uns komme sein Reich“, sie übt ein mächtiges Apostolat; weit mehr als die Mühen und Nachtwachen der Prediger und Missionare gilt vor Gottes Auge ein Brandopfer der Liebe, ähnlich dem seines göttlichen Sohnes.

Contardo Ferrini.

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling, RMM.

Ein Griqua-Führer wird auf dem Sterbebette katholisch: Am Karfreitag dieses Jahres wurde Johannes Bezuidenhout, das Oberhaupt des Griquastammes in Kokstadt einige Stunden vor seinem Tode in die katholische Kirche aufgenommen. Der Verstorbene war schon lange ein Freund der Missionare gewesen und hatte sich allzeit rührig und väterlich um das Wohl und Wehe seines Stammes gesorgt und gekümmert. Sein Herz schlug immer in treuer Liebe zu allen seinen Volksgenossen. Dennoch waren aber einige von ihm in besonderer Weise bevorzugt worden, und zwar — die Armen.

Die Liebe und Hochachtung, die der Dahingeschiedene bei seinem Volke genossen, trat bei seinem Begräbnisse noch einmal deutlich zutage. Die Griquas hatten sich am Ostersonntag-Nachmittag in großen Scharen in der St. Patrickskirche in Kokstadt, wo die Beerdigungsfeierlichkeiten ihren Anfang nahmen, eingefunden. P. Raphael Böhmer RMM., der Pfarrer von Kokstadt und Missionar der dortigen Gegend nahm die Beerdigung vor. Am offenen Grabe richtete er einige Worte an die Trauerversammlung und forderte die Griquas auf, ihrem Führer, dem auf dem Sterbebette noch die größte aller Gnaden zuteil wurde, nachzufolgen und wie er katholisch zu werden.

Bulawayo erhält einen Karmel: Im Jahre 1931 erhielt Südafrika den ersten Karmel. Das Karmeliterinnenkloster von Darlington in England entstand damals mehrere Schwestern nach Südafrika, wo dann zu Rivonia im Transvaal der erste Karmel entstand. Den Bemühungen des apostolischen Präfekten von Bulawayo, Monsignore Ignatius Arnoz RMM. gelang es nun, die Karmeliterinnen auch für sein Missionsgebiet zu gewinnen. Bulawayo wird daher schon in allernächster Zeit ein Karmelitenklosterlein und somit Südafrika seinen zweiten Karmel erhalten. Diese Gründung wird schon vom ersten Karmel in Südafrika, dem stillen Klosterlein in Rivonia ausgeführt werden. Vor kurzem erwarb Monsignore Ignatius Arnoz auch schon bei Hillside, einige Kilometer außerhalb Bulawayo einen schönen Bauplatz mit einigen Gebäuden. Unmittelbar nach Pfingsten trafen zwei Karmeliterinnen von Rivonia, die ehrw. Priorin, Mutter Raphael und Mutter Anna in Bulawayo ein, um den neuen Platz zu besichtigen. Sie fanden den Platz zur Errichtung eines Karmels äußerst günstig und sehr einladend, um dort ein gutes beschauliches Leben führen zu können. Deshalb wurden auch gleich alle nötigen Schritte unternommen, um die zum Kaufe erforderlichen Gesetzesvorschriften zu erfüllen. Mitte Juni sollten die ersten fünf Schwestern vom Karmel Rivonia im Transvaal nach Bulawayo übersiedeln. Ganz Bulawayo, vor allem aber der katholische Teil der Stadt, freut sich außerordentlich, bald liebe Mitschwestern der kleinen hl. Theresia in ihrer Mitte zu haben. Auch wir freuen uns über diese Neugründung und hoffen und wünschen, daß durch die Gebete, die aus diesem Karmel zum Throne Gottes emporsteigen und durch die Opfer, die dort in aller Stille ge-

bracht werden, reicher Himmelsseggen auf die ganze apostolische Präfektur Bulawayo herabkomme.

Immer neue Zauberer-Greuel: P. Bernard Huß RMM. berichtet: Das Gericht in Durban mußte sich unlängst wieder mit einer traurigen Mordangelegenheit befassen. Ein junger Eingeborener von Zululand namens Ndewu wurde von seinem Vater um sechs Pfund Sterling und zehn Ochsen an den Häuptling des Stammes verkauft. Der Eingeborenen-Häuptling mußte sein Leben lassen, damit die Stammeszäuberer aus gewissen Teilen seines Körpers für den Häuptling Medizin herstellen könnten, um ihn gesund und mächtig zu machen. Nach den gerichtlichen Feststellungen wurde Ndewu von seiner Hütte weggeLOCKT und ahnungslos an einen verborgenen Platz in der Nähe des Flusses



Missionshaus St. Joseph, Altdorf: die ehrw. Brüder

geführt. Dort überfielen den Jüngling nicht weniger als neun Männer und ermordeten ihn auf grausamste Weise. Der Leichnam wurde von zwei Zauberern in Stücke zerlegt, die Glieder abgetrennt und das innere Fett und edle Organe herausgenommen. Die Überreste des ermordeten Eingeborenen wurden von einem Eingeborenen-Mädchen in einem Gebüsch entdeckt. Sie bemerkte zuerst eine abgehackte Hand, an der der Daumen fehlt. Das Taurigste an der ganzen Mordgeschichte ist die Tatsache, daß alle 500 Männer des Distriktes um die Angelegenheit wußten und nicht dagegen auftraten. Armes, irregeleitetes Volk! — Lasset uns beten!

Typhus-Epidemie im Ost-Griqualand: Immer neues Unglück muß von Südafrika berichtet werden. Über ein Jahr lang wurde das Land von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht: Trockenheit, Hungersnot, Überschwemmungen, unzählige Blitzeschläge und Heuschrecken brachten abwechselnd viel Leid, Elend und Not über die südafrikanische Bevölkerung, vor allem über die armen Eingeborenen. Neben der Malaria

trat zu guter Letzt auch noch der Thypus auf und raffte eine sehr große Zahl von Eingeborenen unbarmherzig hinweg. Die Epidemie wütete besonders stark im Ost-Griqualand. Auch in die Missionsschule von Mariazell wurde die Krankheit von den aus den Ferien zurückkehrenden Schülern eingeschleppt. Fünf Schüler starben. Andere schwieben längere Zeit zwischen Leben und Tod. Die Stadtverwaltung von Matatiele schickte einen Arzt, der zuerst an dem europäischen Lehrpersonal eine Schutzimpfung vornahm, und dann, da zu wenig Serum vorhanden war, an alle Schüler Typhustabletten im Werte von 30 Pfund Sterling austeilte. Dank dieser großmütigen Hilfe der Stadtverwaltung konnte die Seuche unterdrückt werden, ohne daß ein weiteres Todesopfer gefordert wurde.

Ein edles Heidenherz

Von P. Solanus Petered RMM.

Unlängst erzählte ich meinem Neupriester folgende Tatsache. — Im Hirtenbrief des Jahres 1922 erließ der hochwürdigste Herr Bischof von Marannhill einen Aufruf an alle braven schwarzen Mädchen hier in Südafrika, die sich Gott weihen wollen. Sie sollen in den eben gestifteten Verein, genannt: Töchter des hl. Franz von Assisi, eintreten.

Der Zweck dieses Vereins sei die Selbstheiligung der eingeborenen Mädchen und Hilfeleistung zur Glaubensverbreitung unter den Heiden Südafrikas. Jedes Mädchen, das in diesen Verein eintreten wolle, sollte die Erlaubnis von ihren Eltern dazu haben. Diese Erlaubnis zu erhalten ist aber ungemein schwer.

Warum?

Drüben in Europa gibt es reiche Mädchen, welche dem Bräutigam oftmaß ganze Säcke voll Geld als Erbteil mit in die Ehe bringen. Hier in Afrika gibt es keine reichen Mädchen, und keines bringt dem Bräutigam auch nur einen Groschen mit in die Ehe. Hier in Afrika muß der Bräutigam den Geldsack haben und muß sich seine Braut um schweres Geld kaufen. Er muß für eine Braut 10 und oftmaß, wenn es vornehme Mädchen sind, bis 70 Stück Ochsen für seine Braut bezahlen. Diese Gabe nehmen die Eltern der Braut in Besitz. Drüben in Europa ist's ein Spiel für den Burschen eine Braut zu bekommen, zumal wenn er seine Komplimente und Büdlinige machen kann. Hier aber helfen dem Freier gar keine schönen Redensarten, sondern er muß Ochsen und Geld haben und alles, was die Eltern der Braut von ihrem Bräutigam verlangen. Zahlt der Bräutigam das nicht, so geben die Eltern keine Zustimmung zur Hochzeit und ohne deren Zustimmung darf weder das Gericht noch der Missionar einen Ehebund erlauben oder einsegnen und schließen lassen.

Diese traurigen Vorschriften haben zur Folge, daß das junge Ehepaar mit großen Schulden belastet das Eheleben anfängt. Der Bursche hat weder die vielen Ochsen noch das Geld im Besitz und weil er doch heiraten will, so borgt er sich die Ochsen und das Geld bei seinem Farmer, der es ihm mit großer Freude ausborgt. Dann hat er nämlich das Ehepaar und deren Kinder in seiner Tasche, die oftmaß zeitlebens für die am Hochzeitstage gemachten Schulden arbeiten müssen.

Wenn ich den hiesigen Burschen erzähle, wie leicht die Heirat in Europa ist, wo der Bräutigam für seine Braut keine Ochsen und keinen Groschen bezahlen braucht, daß im Gegenteil die Braut oft noch dem Bräutigam Geld mitbringt, so rufen sie einstimmig: „Laßt uns nach Europa gehen und dort heiraten!“

Eines Tages kam Aurelia, ein braves Mädchen zu mir und drückte den Wunsch aus, in den neuen Mädchenverein des hl. Franziskus einzutreten und sich so Gott zu weihen. „Mein Vater ist tot“, sagte sie, „und ich stehe unter der Obhut meines ältesten Bruders, der momentan in Durban arbeitet. Ich will ihm schreiben, daß er mir erlaubt ins Kloster eintreten zu dürfen und daß er auf die üblichen 10 Ochsen verzichte.“

„Kind“, sagte ich, „das wird wohl schwer gehen, wo dem Heiden hier der Ochs alles ist und für den er lebt und stirbt. Halten doch die echten Heiden ihre wichtigen Gerichtsitzungen im Ochsenstall und die ganz vornehmen Besitzer lassen sich im Ochsenstall tief unter dem Kuhmist begraben. Indes Gott ist allmächtig und gütig und er kann das Herz deines heidnischen Bruders für das Religiöse und für das Edle stimmen. Halte eine Novene zum hl. Erzengel Michael und ich will kräftige Mementos in der hl. Messe machen und dann wollen wir sehen.“ —

Es verging ein Monat, als Aurelia eines Tages freudestrahlend dahergieilt kommt und mir zurief: „Vater, gewonnen, gewonnen!“ Sie überreichte mir einen Brief von ihrem Bruder aus Durban, worin derselbe also schrieb:

„Geliebte Schwester! Deinen Brief habe ich empfangen und deine Bitte, ins Kloster gehen zu wollen, gelesen. Ich bin zwar noch ein Heide, aber es hat mich gefreut zu lesen, daß du Gott so liebst. Ich schicke dir mit diesem Briefe 20 Schilling mit auf die Reise nach dem Kloster Assisi und wenn das nicht langt, so schicke ich dir noch mehr. Reise in Frieden und bete für mich!“

„Großartig!“ rief der Herr Kaplan aus, „welch ein Herzensadel bei einem Heiden.“

„In der Tat“, sagte ich, „es gibt ganz prachtvolle, unschuldige, milde, selbstlose, demütige, opferwillige und brave Seelen unter den Heiden. Wunderbar aber wahr. — Das sind die Erbarmungen Gottes, wovon die Heilige Schrift spricht.“ —

Die Mission ist die große Offensive, die wir im Auftrage des göttlichen Heilandes gegen das Heidentum führen. Die Mission ist der goldene Radius von Licht und Leben, den die Kirche um die Menschheit und den ganzen Erdkreis schlägt. Und je mehr im Zentrum der Heimatkirche Missionsliebe und Missionsbegeisterung pulsiert, desto weiter wird auch die Spannkraft der Missionsperipherie hinausgetragen über alle Völker und Länder.

R. Streit OMI.

Unsere hl. Kirche hat als ersten Zweck, die Wahrheit des Glaubens zu verkünden, Zeugin der Wahrheit zu sein bis an die äußersten Grenzen der Erde und dann dort, wo der Glaube Wurzel gefaßt hat, diesen Glauben zu erhalten, also: Erobern und erhalten. P. Ulter CSSp.

Eine neue Missionsarmee aus dem Wallis!

Die Ursulinen Schwestern von Brig

Die katholische Weltmission ist auf der ganzen Front in Aktion. Christi Stellvertreter in Rom kann von seiner hohen Weltwarte aus mit Freude und Siegeszuversicht auf seine Missionsarmee von Priestern, Brüdern und Schwestern herabschauen. Der große Gedanke: Seelen im Heidenland für Christus und die Kirche, hat in sehr erfreulicher Weise die katholische Welt erfaßt. Das Feuer, das Christus auf die Welt gebracht, flammt als heilige Missionsbegeisterung. Mehr denn je ist in edlen Seelen der Drang, in lebensvollere Verbindung zu treten mit Christus, dem Heiland, der Heidenwelt.

In ungeahnter Zahl opfern Heldenmütter ihre Söhne und Töchter auf dem Missionsaltar für das Heidenland, damit sie nach Jahren der Vorbereitung hinausziehen können als Apostel und Gehilfen der Apostel, als Priester, Brüder und Schwestern. Es ist ein heiliger Opferfeier und Opferdienst entstanden im Dienste des Evangeliums.

Einen großen Aufschwung hat die Missionsbegeisterung und -arbeit auch in der Diözese Sitten (Wallis) erlebt unter dem jetzigen Bischof, Seiner Exzellenz Victor Bieler. Sitten ist die älteste Diözese der Schweiz. Einen ihrer ersten Bischöfe, den hl. Theodul, finden wir im Verzeichnis der Konzilväter bald nach 200 n. Ch. Um diese Zeit auch war es, als ein Strom afrikanischen Marthrerblutes (die thebäische Legion) das Walliser Land befruchtete.

Im Hirtenbrief Seiner Exzellenz Victor Bieler von 1930 heißt es: „Es ist hl. Pflicht für jeden gläubigen Katholiken, an den armen Heiden Nächstenliebe zu üben und opferwillig an deren Befehrung mitzuwirken . . . Wir müssen zu Gott beten, daß er in den Herzen edler Jünglinge und Jungfrauen den Missionsberuf wecke und fördere!“ — Die Worte des Oberhirten sind auf guten Boden gefallen. Es sind zur Stunde über 50 Oberwalliser Studenten und Schüler, die in verschiedenen Missionshäusern und Gesellschaften in der Schweiz, Deutschland, Frankreich und Italien sich auf den hl. Missionsberuf vorbereiten. Das Feuer Gottes brennt auch im schönen Walliser Land! „Wallis will seine Dankesschuld für den hl. Glauben abtragen.“ (Hirtenbrief über Heidenmission 1930.)

Auch bei St. Ursula in Brig hat die Missionsstunde geschlagen durch Aufnahme direkter Missionstätigkeit im Heidenland. Seit Jahren schon war es der Wunsch des ehrwürdigen Institutes, die karitative und soziale Tätigkeit zu erweitern, über den engen Heimatkreis hinauszutragen — göttlicher zu werden. Sie konnten wahrhaft kein schöneres Arbeitsfeld erwählen als die Heidenmission. „Das Göttlichste unter dem Göttlichen für den Menschen ist mitzuwirken am Heile der Seele.“ — Wohin gehen? war die große Frage für St. Ursula. In weiser Vorsicht hielt der Diözesanoberhirte Umschau, zog Erforschungen ein und prüfte, bis er fand, was zweckentsprechend für das Ursulinen Kloster ist. Heute ist die Frage nach dem Wohin gelöst. Das Schwesternkloster hat sich nun mit Erlaubnis Seiner Exzellenz ent-



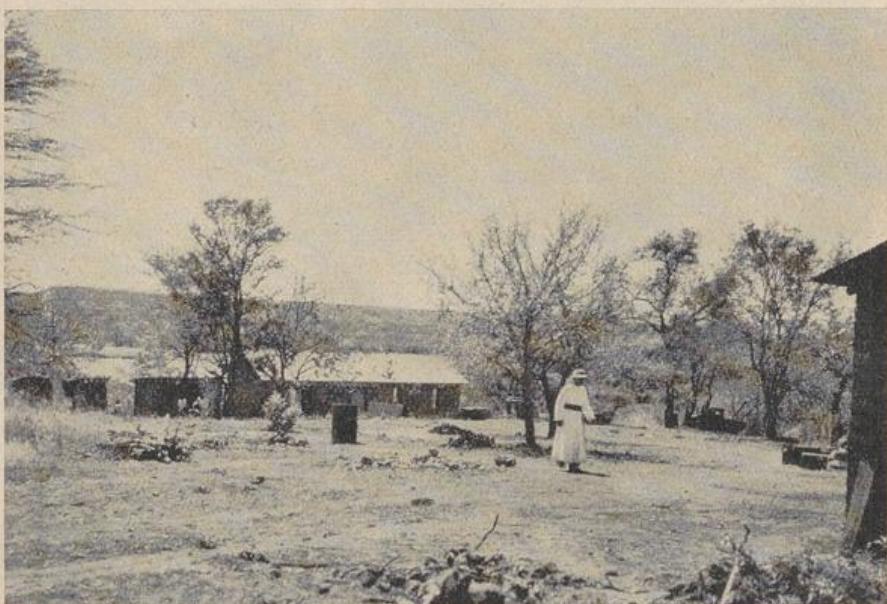
Die am 30. Juni nach Ewele (Umtata, Südafrika) abgereisten ersten
fünf Walliser Missionarinnen aus St. Ursula, Brig. In der Mitte
sitzend Schwester Rosalie Imhof als Oberin

schlossen, Missionstätigkeit in unserem Mariannhiller Missionsgebiet
Umtata in Südafrika aufzunehmen.

Um 14. Juni d. J. hatte das altehrwürdige Kloster eine erhebend
schöne Feier: die erstmalige Aussendung der ersten fünf Walliser Mis-
sionarinnen nach Umtata in Südafrika. Diese Aussendungsfeier fand

statt unter großer Beteiligung des von weit herbeigeeilten Volkes und unter zahlreicher Beteiligung des Diözesanklerus. Eine Woge hl. Missionsbegeisterung zog durch das Rhonetal von Herz zu Herz im tiefgläubigen, opferbereiten und ergriffenen Walliser Volk.

Am 30. Juni haben sie sich in Hamburg unter der Führung der ehrw. Schwester Rosalie Imhof als Oberin eingeschifft und sind bereits in ihrem neuen Wirkungskreis auf der Missionsstation Ewele in der Umtata-Präfektur tätig. Es obliegt ihnen da eine große Aufgabe in der Erziehung der Kinder in der Stationsschule und im Waisenhaus. In ihr Bereich fällt ferner die Sorge für den weiblichen Teil in der Mission, für Frauen und Mädchen. In der Krankenpflege sind sie unentbehrlich. Tausende von Heiden und Katechumenen erwarten aus



St. Aghdius, Station am Sambesi (Betschuanaland, Bulawayo-Mission)

ihrem Munde die Heilsbotschaft und Unterricht auf die hl. Taufe. Aber auch die Lebenszeit, Arbeitsfähigkeit und Leistung des Priesters verdoppelt sich, möchte ich sagen, durch die Mitarbeit der Schwestern und durch deren Sorgfalt für seine materiellen Bedürfnisse.

Das Kloster St. Ursula hat in diesen Schwestern seine erste große Opfergabe auf den Missionsaltar niedergelegt. Ein doppelter Segensstrom wird daraus entquellen: ein Gnadenstrom für das Heidenland in dem diese Schwestern, und die nachfolgen, zusammen mit den Priestern und Brüdern zu Glaubensboten und Heilsträgern werden für viele tausend arme Menschenseelen, die zur Stunde noch in den Fesseln Satans, in der Nacht des Heidentums schmachten und ein Gnadenstrom auch für das Kloster selbst, das im apostolischen Geiste sich verjüngen, neuverblühen und erstarken wird!

NB. Jungfrauen, auch aus dem Reichsgebiet, die sich in den Dienst der Heidenmission stellen wollen im schönen Mariannhiller Missionsgebiet Umtata, mögen sich vertrauensvoll wenden an: Ehrwürden Frau Mutter Oberin, St. Ursula, in Brig, (Wallis) Schweiz.

Zeige uns dein Reich!

IX.

Jesus Christus ist als Gott und Mensch absoluter Herr aller Dinge und Geschöpfe. Von seiner Macht und Güte hängt ihre Existenz jeden Augenblick ab. Leben und Kraft sind sein immerwährendes Geschenk. Aktionsfähigkeit und Freiheit seine besondere Gabe an die Engel und Menschen.

Was wir sind und haben, können und zustandebringen ist also ganz und gar unseres Königs Gut und unseres Haup tes Eigentum! Er hat alle Rechte über uns, — wir alle Pflichten gegen ihn. Er könnte uns zu seinen beständigen Diensten nötigen. Aber wie er uns aus freier Liebe alles geschenkt hat, so will er auch, daß wir ihm aus freier Liebe dienen. Seiner gottmenschlichen Person und seinem ganzen — Königreiche!

Damit hat er uns ein unbegrenztes Arbeitsfeld angewiesen, ungehinderte Bewegungsfreiheit und wahrhaft goldene Dienstmöglichkeiten verliehen. Denn unserem Könige dienen heißt nichts Geringeres, als mit ihm herrschen! Er stellt uns jeden seiner Untertanen vor und sagt uns: Was du meinem Geringsten tust, hast du mir getan. Was du einem meiner Glieder erweilst, gilt mir, dem Haupte. Wenn immer du für mein Reich arbeitest, Opfer bringst oder leidest, ist es mir ein Liebessdienst, den ich königlich vergelte!

Große Ehre und hohe Freude ist also jedem Diener Christi geworden. Sein Leben, Tun und Leiden gilt dem erhabensten Zweck, hat das denkbar edelste Ziel: es ist unmittelbarer Christkönigsdienst, wirklicher, immerwährender Gottesdienst! — Darin besteht des Menschen Ruhm und Glück.

Damit beweisen wir dem König unsere Liebe und beantworten durch die Tat die vierte Frage unseres kleinen Reich-Christi-Katechismus . . . Um es aber stets treu und eifrig zu tun, müssen wir unseren göttlichen König und sein Reich als Ganzes immer besser kennen lernen. Dies ist der nächste notwendige Lebenszweck eines jeden Menschen auf Erden. Dazu wird uns Zeit, Verstand und Lernfähigkeit gegeben. — Mit der Erkenntnis wird die Liebe wachsen und mit der Liebe unser Arbeitseifer und unsere Dienstreue. Fleiß im Werke und Gelehrigkeit im Wissen schreiten Hand in Hand voran. Durch beides beweisen wir dem Könige unsere Liebe, erfüllen unsere Mission und erreichen den uns bereiteten Ehrenplatz im Tempel der Ewigkeit!

Der Herr Kaplan steckt im Draht fest. Eine Farmersfrau verbrennt

Von P. Solanus Peterek, RMM, Einsiedeln in Afrika

„Herr Kaplan, morgen in aller Frühe gehen wir mit der hl. Wegzehrung zu einer schwindsüchtigen Frau. Ich habe zwei Kinder bestellt, die uns den Weg zeigen und die Versehtasche und den Brotsack tragen. Alles nämlich, was mir die Pfarrkinder am letzten Sonntag zum Namenstag brachten, nämlich Brot, ein verpfeffertes und versalzenes Huhn, Früchte, harte Eier, Zunder, Streichhölzchen usw. werden wir der kranken Frau und den Armen schenken. So etwas wird Gott wohlgefälliger sein, als wenn wir uns selber diese Sachen zu Gemüte führen.“

„Bravo, Herr Pfarrer“, sagte mein Kaplan, „das wird ja ein ganz faszinierender Gang werden. Matthäus 25, 35 sagt: Kommet ihr Gesegneten meines Vaters; nehmet das Reich in Besitz; denn ich war hungrig und ihr habt mich gespeist.“ —

Am nächsten Tag waren die hl. Messen gelesen, wir hatten gefrühstückt, die Sonne stand schon hoch am Himmel, aber von den bestellten Kindern war immer noch nichts zu sehen.

„Herr Kaplan“, sagte ich, „wir müssen jetzt losmarschieren und können nicht mehr auf die Kinder warten. Sie nehmen die Versehbüchse mit der hl. Hostie und den Brotsack auf ihre jungen, erst 27 Jahre alten Schultern und ich nehme die Versehtasche auf meinen bereits 72 Jahre alten Buckel und dann wollen wir losziehen.“ Gesagt, getan. Der Hut blieb heute auf dem Kopf; denn in der einen Hand war der Rosenkranz und die andere mußte den Brotsack und die Versehtasche halten. — Unter Silentium und Rosenkranzgebet zogen wir dahin, bis wir in einen großen Wattewald kamen. Die Sonne stand hoch am Himmel, der Tag war heiß und so machten wir hier im Schatten der Bäume eine Pause. Der Hut wurde abgelegt und wir stimmten zweistimmig das herrliche Lied an:

Mein Jesus, in dein Herz hinein
Da leg ich alle meine Freuden —

Hierauf nahmen wir unsere sieben Sachen zusammen und zogen im alten Tempo weiter bis uns ein Stacheldrahtzaun den Weg versperrte.

Diese Stacheldrahtzäune sind hier in Südafrika überall anzutreffen. Die Regierung besteht darauf, daß jeder Farmer sein Land mit einem Stacheldrahtzaun abgrenzt, damit beim Ausbruch einer ansteckenden Viehkrankheit das frische Vieh das gesunde des Nachbars nicht ansteckt. Für gewöhnlich sind es 5—7 Drähte, welche an starke, eiserne Pfosten, die alle 15 Schritte voneinander im Boden eingeschlagen sind, stramm gespannt, angebunden werden.

„Herr Kaplan“, sagte ich, „jetzt heißt es acht geben. Zwei Wege stehen uns offen, um durch diesen Zaun hinüber zu kommen; entweder legen sie sich auf den Rücken oder auf den Bauch und wälzen sich so unter dem untersten Stacheldraht auf die andere Seite des Zaunes, oder ich hebe den dritten Drahtstrang fest in die Höhe, sie aber drücken den zweiten stark hinunter und dann kriechen sie durch die ovale Öffnung durch.“

„Nee, Herr Pfarrer“, sagte der Kaplan, „auf den Bauch legen, das tun wir net und ich würde auch mein weißes Rochet total beschmutzen, bitte

heben sie mal den dritten Drahtstrang auf und ich drücke den zweiten schon hinunter und krieche durch.“ Ich hob also mit aller Kraft den dritten Strang hinauf, der Herr Kaplan duckte sich, drückte den zweiten Strang tief hinunter und setzte seinen linken Fuß hinüber. Beim Nachziehen des rechten Beines aber faßten ein paar Drahtstacheln seine Hosen und zwickten



Missionshaus Altdorf: Inneres der St. Josephskapelle

ihn in die Waden. Als eine ganz natürliche Folge davon hob er seinen Körper etwas in die Höhe und wurde nun auch von dem oberen Stacheldraht erfaßt. Jetzt war der Herr Kaplan ein Gefangener. Der untere Stacheldraht hielt seine Hose fest und der obere sein Rocket. Uff! sagte ich; jetzt ist der Herr Kaplan ein Stacheldrahtgefangener und ich kam ins Lachen und die Sache wurde dadurch noch schlimmer.

„Geduld, Geduld mein Herr“, rief ich dem Gefangenen zu; „denn Geduld

überwindet sogar Sauerkraut“; aber bevor ich geendet hatte, machte der Herr Kaplan einen Ruck und einen Schub und mit zerrissener Hose und mit einem großen Loch im Rock stand er verblüfft auf der anderen Seite des Stacheldrahtes und atmete auf. — Nun legte ich mich auf den Bauch und wälzte mich unter dem untersten Stacheldraht auf die andere Seite des Zaunes.

Nachdem wir uns beschaut und belacht hatten, stimmten wir die fünfte Strophe des Herz Jesu-Liedes an:

Mein Jesus, in dein Herz hinein
Da leg ich alle meine Leiden —

Hernach luden wir unsere sieben Zwetschgen wieder auf unsere Buckel, zogen unsere Rosenkränze aus den Taschen und eilten unserem Ziele zu.

Bald kamen wir zur Wohnung der kranken Frau. Ich hörte selber ihre Beicht, sprach dann die Vorbereitungsgebete für den Empfang der hl. Kommunion und der Herr Kaplan reichte ihr dann die Engelspeise. Nun betete ich noch die Dankagungsgebete und die Anwesenden verrichteten dann noch einen Rosenkranz für die Leidende.

Hernach wurde der Brotsack aufgetan und jedes Kind, das etwas beten konnte, bekam einen Bissen. Den Hauptteil aber bekam die kranke Frau und deren Kinder. Zum Schluss und Abschied sangen wir noch ein paar Strophen von dem Herz Jesu-Lied. Wenn die Versammelten davon auch nichts verstanden; denn wir sangen es deutsch, so waren alle doch hoch erfreut darüber. Es war zwar ein Krankenbesuch, aber als wir Abschied nahmen, sah man überall glückselige Gesichter, und so ist es überall, wo man Jesus liebenvoll und würdig aufnimmt wie eben hier.

Auf dem Heimweg belachten wir noch einmal die Erlebnisse bei dem Stacheldrahtzaun. Der Herr Kaplan schaute immer auf seine zerrissene Hose und tappte mit der Hand auf seinen Rücken, um die Größe des eingerissenen Loches im Rock festzustellen. Ich aber erzählte ihm folgende Geschichte, die ich unlängst in der hiesigen englischen Zeitung von Maritzburg gelesen hatte:

Ein Farmer hatte ein Hühnerhaus draußen auf seiner Wiese gebaut, damit die Hühner in den Insekten der Weide ein gutes frisches Futter fänden. Eines Tages war die Hausfrau allein daheim. Da entstand plötzlich ein großer Sturm und führte schwere Rauchwolken mit. Die Frau erschrak heftig; denn sie wußte, daß irgendwo Grasfeuer entstanden sei.

Diese Grasfeuer sind hier in Afrika sehr zahlreich. Meistens entstehen diese durch Unvorsichtigkeit oder durch Unglück. Der Schwarze ist gesetzlich verpflichtet, um seine Strohbehausung eine sehr breite Sandrinne zu machen, damit im Falle ein Grasbrand entsteht, das Feuer vor seinem Hause keine Nahrung mehr findet und stehen bleibt. Kommt nun zur Zeit, wo diese geforderte Brandlinie auszubrennen ist, plötzlich ein Windstoß, so ist alles verloren und es entsteht ein Grasbrand, der jährlich einen Schaden von Millionen anrichtet. Es verbrennen Hütten, Vieh, Wälder, Zuckerrohrplantagen, Menschen usw. Erst diese Tage war in Transvaal beim heißen Wind ein Grasbrand entstanden, dem 400 Schafe und 40 Stück Ochsen zum Opfer fielen. Das Vieh floh vor der Hitze bis es an den Stacheldraht kam, weiter konnte es nicht und hier brannte es zusammen. Einem anderen Farmer sind 8000 Tonnen Zuckerrohr verbrannt.

Unsere Farmersfrau lief also schnurstracks zum Hühnerhaus, wo sie kleine Küchlein hatte. Diese wollte sie retten. Sie kam glücklich zum Hühnerhaus

und bemühte sich, die kleinen Dinger in ihre Schürze zu stecken. Aber diese hüpfsten wieder heraus, was die Rettung und die Flucht stark verzögerte.

Inzwischen war das Feuer bis zum Hühnerhaus gekommen und im nächsten Augenblick mußte es in Flammen aufgehen; denn ganze Teichen und Fladen von brennendem Stroh warf der Sturm bereits in den Hühnerhof. Es war der Frau unmöglich, die Eingangstüre wieder zu erreichen und so beschloß sie, durch die Stacheldrähte sich zu zwängen. Der Wind aber wehte ihr Kleid in die Stacheln hinein, auch hatte sie ja nur eine Hand frei, da sie mit der anderen die mit Kücklein gefüllte Schürze fest zu halten hatte. Kurz und gut, bevor die Frau ihr Kleid aus dem Stacheldraht losgemacht hatte, war das Feuer da, es zündete ihre Kleider an und die arme Frau verbrannte in dem Drahtzaun mitsamt den Kücklein.

Schrecklich, sagte der Kaplan. Schiller hatte wirklich recht gesehen als er schrieb:

Wohltätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft.

In tiefen Gedanken kamen wir in dem schattigen Walde wieder an. Da fing der Herr Kaplan mit einem feinen Sopran an zu singen:

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben
So lang noch meine Stimm' erschallt. —

Da wurde auch ich sangeslustig und stimmte an:

„O Täler weit, o Höhen,
O schöner grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt. —“

Hierauf ging es flott nach Hause. Nachdem wir dem göttlichen Heiland im Tabernakel besucht und ihm gedankt hatten, wechselten wir unsere Kleider und dann ging es zum wohlverdienten Mittagstisch.

„Von solchen Brandgefahren und von diesen Stacheldrahtzäunen in den Missionsländern hat man uns im Seminar nichts erzählt“, hub der Kaplan an. „Ja“, sagte ich, „tatsächlich mitten im Leben sind vom Tode wir umgeben. Der Missionar muß stets ein frommes und braves Leben führen wegen den leiblichen und seelischen Gefahren, von denen er umgeben ist.“ — Gott möge uns gnädig sein und Maria und der Schutzenkel uns stets führen und behüten. —

„Wir haben das Vertrauen, daß der katholische Erdkreis nicht zuläßt, daß unsere Missionare, die den echten Samen austreuen, mit Not kämpfen müssen, während andere, die den Irrtum verbreiten, im Überfluß leben.“
Benedikt XV.

Stimmen aus dem Königsraal

Von P. Josef Kammerlechner, RMM.

Waren die Matabelekönige grausam?

Es ist eine sonderbare Tatsache, die jedem der Geschichte studiert auffallen muß, nämlich die Geschichte wiederholt sich immer wieder. Als ich da lezthin die Geschichte der Matabele studierte in dem englischen geschichtlichen Werk: „The passing of the black Kings“ fand ich einen auffallenden Zusammenhang mit den Methoden der Machthaber in Rußland und den der beiden Matabelekönige uMzilikazi und Lobengula. Die Grausamkeit solcher Machthaber ist vielfach nicht individuelle Grausamkeit, sondern das wohlbewußte Vorgehen, um sich in der Macht zu halten.

So schreibt in der Berliner Illustrierten Nr. 4, Jahrgang 1934 die Russi-



Matabelemädchen bei der Ernte

sche Gelehrtenfrau Tatjana Tshernawin in ihrem Bericht über ihre Flucht aus Rußland folgendes: „Neu aber war es, daß 1928 eine „Kulturrevolution“ oder „sozialistische Offensive auf der ideologischen Front“ verkündet wurde. Die Bedeutung dieses neuen Schlagwortes war uns anfangs dunkel, bald aber mußten wir zu unserer Bestürzung feststellen, daß gerade wir Vertreter der russischen Intelligenz — Wissenschaftler, Fachleute, Spezialisten — die sogenannten Spez — das Ziel des Feldzuges waren. Warum? — Sehr einfach. Man mußte den Zusammenbruch des Fünfjahresplanes rechtfertigen! — Man brauchte Schuldige; wenn es keine Schuldige gab, mußte man solche produzieren. Der Bedarf an Sündenböcken war umso größer, je schwerer die Mißfolge waren.“ Soweit Frau Tshernawin. Die Regierung mußte sich decken, um nicht durch das Fehlschlagen ihrer Pläne selbst in Gefahr zu kommen gestürzt zu werden. Radikale Staatsapparate werden immer zu Gewaltmaßregeln getrieben werden, wenn sie sich halten wollen, Gewaltmaßregeln, die notwendigerweise Grausamkeit nicht

vermeiden können. Die russische Sowjet hat schon ihren Vorgänger im römischen Altertum. Wir alle wissen, daß die furchtbare Christenverfolgung unter Nero ihren Ursprung hatte in dem Riesenbrand, den Nero selbst hatte legen lassen. Als er aber sah, daß das Volk sehr ungehalten war darüber und er selbst in Verdacht kam, brauchte man schnell einen Sündenbock und dazu mußten die Christen herhalten.

Wenn wir also diese Methoden im Altertum und in der Neuzeit sehen, so brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn dieselbe Methode auch die Staatskunst der beiden Mataelekönige war.

uMzilizazi, der große Heerführer seiner wilden Kriegerscharen, ließ alle Indunas (Hauptleute) mit samt ihren Familien hinrichten, als er auf dem Rückweg von seinem mißglückten Zug an den Sambesi erfahren hatte, daß die Indunas auf die falsche Nachricht hin, daß das ganze Heer vernichtet sei, seinen ältesten Sohn zum Könige ausgerufen hatten. Auch alle seine drei Söhne sollten beseitigt werden, damit er keinen Rivalen mehr zu fürchten hatte der ihm hätte die unumschränkte Macht streitig machen können. Der König war der Staat und der Staat der König, und alles, was nur irgend wie dieser unumschränkten Machtstellung hätte gefährlich werden können, wurde unnachgiebig beseitigt. Das ganze Volk war Militär, jedes Dorf ein Regiment. Der Induna (Hauptmann) durfte aber nicht zu reich werden. Um immer auf dem Laufenden zu sein über die Treue seiner Indunas, hatte uMzilizazi in jedem Dorf mehrere Weiber, die ihm treffliche Spionage leisteten. Wer nur in den Verdacht kam dem König seinen Reichtum zu verheimlichen, oder wer im Ansehen des Volkes auf irgend eine andere Weise zu hoch stieg oder wer sonst irgendwie der Machtstellung des Königs gefährlich werden konnte, wurde mit seiner ganzen Verwandtschaft rücksichtslos beseitigt. Das war uMzilizazis Staatsystem. Seine Grausamkeit war Selbstschutz in seiner Machtstellung. Kommen wir aber vom Kriegshelden uMzilizazi zum großen Diplomaten Lobengula, so sehen wir ein ganz ähnliches Verfahren genau zum selben Zweck, um sich in seiner Macht zu halten.

Lobengula, der einzige überlebende Sohn des uMzilizazi — er wurde durch eine List gerettet, während seine beiden Brüder wirklich auf den Befehl des Vaters getötet wurden — hat diplomatisch ein eigenes System ausgedacht, das ihn in seiner einzigartigen uneingeschränkten Machtstellung erhielt. Er war der oberste Opferpriester und auf sein Gebet und Opfer allein war der befruchtende notwendige Regen zu erwarten, er allein war der eigentliche Besitzer all der beweglichen Güter seines Volkes, er gab die Erlaubnis zur Heirat, sein Wort war Gesetz und jeder Verdacht irgend einer Verlezung dieser seiner königlichen Vorrechte wurde unnachgiebig mit dem Tode bestraft. Das Geheimnis dieser seiner einzigartigen Machtstellung war ein Stab von Zauberern mit deren Hilfe jedes Jahr, die eventuell gefährlich werdenden Elemente beseitigt wurden. Jährlich hielt Lobengula kurz vor der Regenzeit große Parade ab. Alle seine Regimenter, das ist also das ganze Volk, hatte sich in Bulawayo, wo der Königsraal sich befand, einzufinden. Bei dieser Gelegenheit wurden gefährliche Elemente von seinen Zauberern „ausgerochen“. Die Schuldigen wurden sofort hingerichtet, ihr Kraal aber wurde „aufgefressen“, d. h. alle Weiber und Kinder und Verwandten wurden den Krokodilen zum Fraze in den Umganzafluß geworfen. Es war also sehr gefährlich, reich und angesehen zu sein zur Zeit der Mataelekönige und für so manchen großen Induna mag zu Lobengulas Zeiten am Tage der großen Parade die Sonne für immer untergegangen sein. Ein Beispiel für diese Innenpolitik Lobengulas möchte ich ausführlicher anführen.

ren, da es dem russischen Fall, bei dem die Gelehrten Russlands als Sündenböcke herhalten müssen für das Fehlenschlagen einer Regierungsmäßnahme aufs Haar ähnlich sieht. Wie schon erwähnt besaß Lobengula obwohl er nicht lesen und schreiben konnte außerordentliche diplomatische Fähigkeiten. Seine Ruhe wurde aber gestört als die Weizen in sein Land kamen und von ihm nicht nur die Jagderlaubnis, sondern viel mehr noch die Erlaubnis nach Edelmetallen wie Gold und Silber zu graben forderten. Da Lobengula einsah, daß ihm die Mittel fehlten, diesem Fordern der Weizen auf die Dauer ein Nein entgegenzustellen; entschloß er sich nach vielem hin und her einen Vertrag zu unterzeichnen, in dem er die Erlaubnis gab in seinem Land nach Edelmetallen zu graben. So sehr er es wohl wünschte, konnte er doch nicht vermeiden, daß seine Indunas von diesem Vertrag erfuhren und zwar gewann das Gerücht immer mehr und mehr Boden, der König habe das ganze Land an die verhafteten Weizen verkauft. Dieses Gerücht veranlaßte nun die Indunas zum Königsraal zu kommen und von Lobengula Rechtfertigung zu verlangen. Die Lage wurde sehr kritisch und da seine Erklärungen über die Verhandlungen mit den Weizen die aufgebrachten Indunas nicht beruhigten stand selbst für seine eigene Person die Sache sehr kritisch, ja es war direkte Gefahr für seinen Thron. Was nun tun. Falls er sich aus der mißlichen Lage heil herauslösen wollte, mußte ein Sündenbock gefunden werden. Und er fand ihn. Ein Induna, der sehr für die Weizen und für den Vertrag mit ihnen eingetreten war, wurde „ausgerochen“ und sofort zur Hinrichtung geführt, sein Kraal aber wurde aufgefressen und durch diesen seinen Staatstrick hatte sich Lobengula für dieses Mal aus der Schlinge gezogen. Die Indunas waren einigermaßen wieder besänftigt.

Diese wenigen Zeilen beweisen wohl auf geschichtlichen Tatsachen begründet, daß die beiden Matabelekönige nicht grausam waren aus Wohlgefallen am Morden und Blutvergießen, sondern aus Selbstschutz.

(Weiteres folgt.)

Zulumärchen

Von Br. Petrus, RMM.

(Fortsetzung)

Der Mann und der Löwe

Ein Mann hatte auf der Jagd einen Bock erlegt und trug denselben heim. Da sah er die Spuren eines Löwen und untersuchte, woher sie kamen und wohin sie führten. Als er den Spuren so folgte, sah er auf einmal den Löwen im Schatten eines Baumes liegen und schlafen. Vorsichtig und geräuschlos zog sich der Mann zurück, um ja den Löwen nicht aufzuwecken; denn es war schon Abend und die Zeit, wo der Löwe gewöhnlich zur Nachstreife ging. Raum war der Mann eine Strecke weit fort, da hörte er den Löwen brüllen. Bald darauf hörte er den Löwen das zweitemal brüllen, doch diesesmal viel näher und sogleich wußte der Mann, daß der Löwe ihn verfolge. So schnell er konnte, eilte er auf einen hohen Berg. Als der Mann hinkam, war es bereits dunkel. Er nahm seine Decke und hängte sie auf einen Busch, der hart an einem tiefen Abgrunde stand. Dann stieg er auf einen hohen Baum in der Nähe und wartete ab, was der Löwe tun würde. Bald kam der Löwe der Spur des Mannes folgend auf den Berg und als er die Decke erblickte, sprang er mit lautem Gebrüll darauf los, stürzte dabei in den Abgrund und starb eines elenden Todes.

Gründung der Heilands-Mission

Von P. Albert Schweiger, RMM.

Im Jahre 1884 berichtete ein katholischer Advokat von King Williams Town, namens Byrne, dem Obern der Sambesi-Mission, Rev. Father Weld SJ., daß am Great Kei River eine Farm zu kaufen wäre, und er empfahl ihm, sie zum Zwecke einer Eingeborenen-Mission zu erwerben. Die Farm trug den Namen Rocky Nook. Die Gründe, die sie für eine Mission geeignet machen, seien folgende: a) Die Farm befindet sich ganz in der Nähe einer sehr dichten Bevölkerung von Eingeborenen; b) da sie sich zugleich noch in der Cape Colony proper befindet, so biete sie verhältnismäßig eine gute Garantie im Falle irgend welcher Verwirrungen und Unruhen unter den Eingeborenen; c) das Gebiet dehnt sich ungefähr 3000 acres (2,5 acres sind ein Morgen) aus, und falls der Boden zum Anbau sich eignen sollte, so läge die Möglichkeit vor, einen beträchtlichen Teil von Eingeborenen auf dieser Farm zu unterhalten.

Mr. Byrne hatte diese Farm niemals mit eigenen Augen gesehen, und so war er in Betreff der Fruchtbarkeit des Bodens nicht fähig, irgend ein Urteil abzugeben. Deshalb machte er Rev. Father Weld darauf aufmerksam, daß es gut sein würde, bevor man an den Ankauf des Platzes denke, zuerst jemanden zu senden, um die Farm in Augenschein zu nehmen und sich so ein richtiges Urteil darüber bilden zu können.

Ende Dezember 1884 wurde Mr. Fraser, dortmals Scholastikus der Gesellschaft Jesu zu Dunbrody, an den Great Kei River gesandt, um die fragliche Farm zu besichtigen. Er reiste über Grahamstown und King Williams Town zuerst nach Stutterheim, einer kleinen deutschen Kolonie in der Mitte der Gaika's Niederlassung, das der nächst gelegene zivilisierte Platz von Rocky Nook war. Dort traf er Mr. Ewers, einen katholischen Gerichtsbeamten, der gerne damit einverstanden war, ihm Pferde zu verschaffen und zugleich mit ihm nach Rocky Nook zu reiten. Mr. Ewers war zwar selbst niemals in Rocky Nook; doch da er vorher ein Mitglied der Land-Polizei war, so kannte er ziemlich genau die Umgebung des Great Kei River, und glaubte keine Schwierigkeiten zu finden, die betreffende Farm aussändig zu machen.

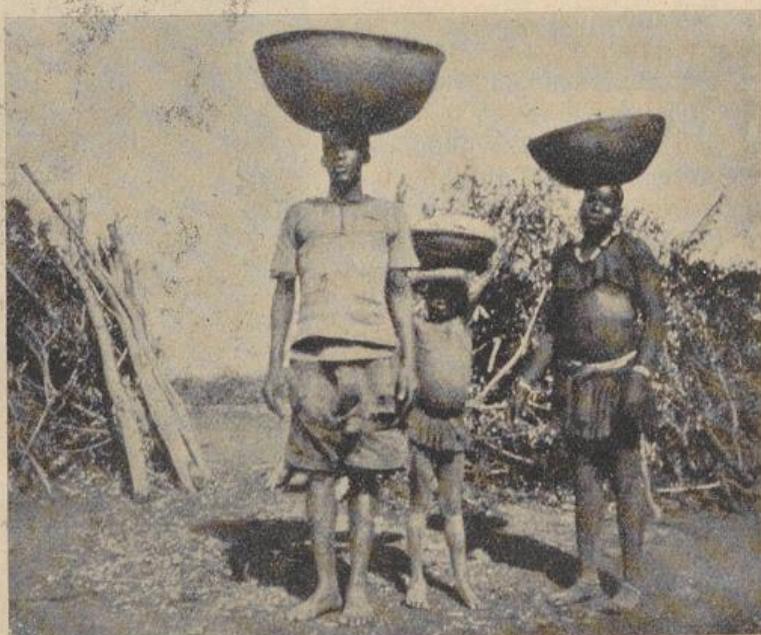
Am 6. Januar 1885 verließ Mr. Fraser in Begleitung von Mr. Ewers früh morgens Stutterheim, um sich nach Rocky Nook zu begeben. Nach manchen Irrwegen kamen sie nach Sonnenuntergang bei einem Mr. Wilkerson, einem Buren, an, der ihnen mitteilte, daß sie sich am Orte ihrer



Matabelemädchen

Bestimmung befänden. Dieser Weiße war der Stellvertreter des Eigentümers der Farm. Seine Wohnung bestand aus zwei Lehmhütten, in denen seine überaus zahlreiche Familie untergebracht war. Diese beiden Hütten befanden sich ganz in der Nähe, wo jetzt das Missionshaus steht, etwas mehr rechts gegen den Fluß zu.

Mr. Ewers war wegen der unangenehmen Erfahrungen, die sie an diesem Tage betreffs des Weges gemacht hatten, mißgestimmt und ungehalten. Er äußerte deshalb, bevor sie sich schlafen legten, die feste Absicht, am nächsten Tage wieder heimzukehren. Wolle deshalb Mr. Fraser etwas von der Farm sehen, so müsse er sich beeilen. Aus diesem Grunde machte sich letzterer schon in aller Frühe daran, die Gegend auszukundschaften, und er fand, daß ein großer Teil des Bodens zur Kultivierung geeignet sei; ein



Vor der Scheune, wo das Getreide zuerst gespeichert wird

anderer großer Teil sei Weideland. Aber er konnte keinen geeigneten Platz finden, den man als Drift über den Fluß hätte benutzen können. Als er dann um 10 Uhr vormittags mit Mr. Ewers nach Stutterheim abzureisen beschloß, waren seine Eindrücke von Rocky Nook betreffs der Geeignetheit für eine Mission überaus ungünstige.

Nach King Williams Town zurückgekehrt, begab er sich zu Mr. Byrne, um mit ihm zu beraten, was in dieser Angelegenheit nun noch zu tun sei. Sie saßen den Entschluß, daß, bevor man zu einer endgültigen Entscheidung betreffs Rocky Nook gelange, Mr. Fraser zuerst die Gegend im Transkei, jenseits von Rocky Nook, noch besser auskundschaften und, wenn möglich, von der Vogelschau aus einen Blick auf die Farm von der entgegengesetzten Seite des Flusses aus machen solle. Diesen Entschluß brachte man dann auch in der Folge zur Ausführung.

Einige Tage später begab sich Mr. Fraser zu diesem Zwecke nach Queenstown, und schon am darauffolgenden Tage in aller Frühe reiste er in Begleitung von Rev. Father Fitzhenry nach dem Transkei. Sie benützten

die Eisenbahn bis Imvani und reisten dann zu Pferde über Bramneck und Kei-Junction nach St. Marks, das eine anglikanische Mission im Transkei ist. Hier verschafften sie sich von einem Mr. Merriman, dem Magistrate, einen schwarzen Polizisten als Führer und machten sich dann darauf reisefertig. Nachts schließen sie bei Mr. Peters in Hoyta, welches früher der „Große Kraal“ des in der Geschichte berühmten Gcaleka-Chieft Sarili oder Kreli war. Am nächsten Morgen kamen sie in der entgegengesetzten Richtung von Rock Nook in der Nähe des Great Kei River an.

Father Fitzhenry kehrte nun wieder nach Queenstown zurück, auch der schwarze Polizist begab sich wieder heim nach St. Marks, während Mr. Fraser in Begleitung eines Hottentotten es versuchte, in der Nähe des Flusses einen Platz ausfindig zu machen, wo er einen Überblick über die Farm gewinnen konnte. Nach einigen Schwierigkeiten wegen der rauen Beschaffenheit des Bodens war er an der höchsten Spitze eines felsigen Hügels, etwa 4—500 Fuß über dem Fluß, angelangt, wo er fast die ganze Farm schön übersehen konnte. Er betrachtete nun die ganze Gegend längere Zeit und kam zum Resultate, daß die Vorteile von Rock Nook für eine katholische Mission bei weitem die Nachteile überwogen, und daß, obgleich er später einen geeigneteren Platz fand, es ratsam sein würde, diese Farm anzukaufen.

Mr. Fraser kehrte dann nach St. Marks zurück, und von da über Botlotwa und Kundula im Emigrant Tembuland nach Kei-Junction. Dort traf er bei einem Kaufmann namens Dempster wieder mit Father Fitzhenry zusammen. In Kundula sah er ein großes Stück Land, das einem Eingeborenen namens Umlanjeni gehörte, und das sich für eine Mission noch viel besser geeignet hätte. Allein der Eigentümer verlangte einen ganz unvernünftig großen Preis dafür.

In Dunbrody wieder angekommen, berichtete Father Fraser seinem Obern über seine Erfahrungen, worauf dieser (Father Weld SJ.) ein Telegramm an Mr. Byrne absandte, daß er die Farm Rock Nook ankaufen möge. Auf diese Weise wurde Rock Nook Eigentum der Gesellschaft Jesu.

Die Farm bestand aus zwei Teilen: der eine hieß Keilands, der andere Rock Nook. Keilands hatte einen Umfang von 1068 Morgen und der Kaufpreis belief sich auf 750 Dollar. Rock Nook umfaßte 561 Morgen und kostete 140 Dollar.

Seiner geographischen Lage nach ist Keilands folgendermaßen zu bestimmen: Es liegt am Great Kei River in der Cape Province, wo die vier Stämme der Gaika, Tembu, Gcaleka und Jingoe zusammenstoßen. Es befindet sich unter dem $32^{\circ} 15'$ südlicher Breite und $27^{\circ} 30,8'$ Länge, ist 64 englische Meilen vom indischen Ozean entfernt und liegt 1700 Fuß hoch über dem Meeresspiegel.

Dadurch daß die Jesuitenväter diese Mission übernahmen, erfüllten sie auch den Wunsch, den Bischof Riccards, bald nachdem sie das von den Trappisten verlassene Dunbrody übernommen hatten, an sie stellte, eine Mission in dem stark bevölkerten Kei-Distrikt zu gründen. Sie suchten darauf, wie wir gesehen haben, einen passenden Platz, konnten aber in der Nähe der Eingeborenen nichts besseres finden als den Distrikt, in dem die heutige Missionsstation Keilands liegt.

(Fortsetzung folgt).

Johannes Jodokus

Aus „Diel Novellen“ — Nachdruck verboten!

Der Graf hatte seinen Hut ergriffen und den Mantel umgehängt. „Ich gehe in den Wildpark“, sagte er; „nach einer Stunde bin ich wieder hier.“ „Es ist gut, was du tust“, entgegnete Juliana.

Sie reichten sich die Hand zum Abschied.

Die Gräfin aber eilte hinaus auf die Altane und blickte ihrem Gatten nach, bis er in den Waldungen verschwand. Silbern schimmerten die Sterne, und die Wälder rauschten vor Frühlingslust. Nach allen Seiten ließ die Dame ihre Blicke schweifen. Sie dachte an ihre Knochen, an ihren Gatten, an Johannes Jodokus und an den alten Großvater, dessen Klausur sich über den Bergen dunkel am Horizonte abzeichnete. Dann kniete sie nieder und betete, wie die Großmutter in der Kapelle drunter im Talgrunde gebetet hatte.

3. Waldgang.

Johannes Jodokus war doch in der Tat ein sonderbarer Mensch; erst grüßte er den armen Winzer recht freundlich, um sein Herz zu erleichtern, und als dieser seinen Gruß erwidernde und ein Gespräch mit ihm begann, sprang er wie toll auf und davon in den Wald hinein. Die Melancholie war nämlich wieder doppelt und dreifach in sein Herz zurückgekehrt. Die Entlassung von Seiten des Grafen, die abschlägige Antwort der Buchhandlung, traurige Erinnerungen aus der Jugendzeit, seine achtzehn Gulden — alles lief ihm kraus und quer im Kopfe herum. Er achtete gar nicht darauf, daß er seit dem Morgen keinen Bissen mehr geessen hatte und der Hunger seinen Tribut von ihm forderte, sondern rannte immer weiter und weiter voran in den Wald. Die Dämmerung lag schon lange über dem Tale, und die letzten lichten Streifen verschwanden allgemach, um ihrer Königin, der Nacht, den Vorrang zu geben.

Da war es dem Jüngling plötzlich, als weine jemand ganz in der Nähe. Erschrocken blieb er stehen und lauschte. Das Weinen wurde immer deutlicher, und Jodokus glaubte dazwischen leise Worte zu vernehmen. Er schlich sich näher zu dem Orte heran, von wo die Klänge kamen; aber wie er so auf dem Laufherposten stand, erinnerte er sich daran, wie man ihn auch am Morgen belauscht hatte und wie sehr er darüber zornig geworden sei.

(Fortsetzung)

„Höre, Johannes Jodokus“, sagte er zu sich selber, „das ist nicht recht, anderer Leute Geheimnisse zu behorchen; der Graf hatte kein Recht dazu und du noch viel weniger; denn er ist doch ein hoher, edler Herr, während du nur der arme Johannes Jodokus bist, ohne Würde und Amt, ohne Geld und Gut, ohne Rang und Stand.“

Da wurde mit einem Male das Weinen noch stärker: „Heilige Maria, Mutter Gottes, hilf meinem armen, franken Vater!“ flehte eine Stimme.

„Der Arme leidet wohl bittere Not“, fuhr Jodokus in seinen Selbstgesprächen weiter; „nun darf ich schon hervortreten, vielleicht daß ich helfen kann, obgleich ich selbst nur der ärmste unter den Menschen bin.“

Leise schritt er seitwärts durch den Wald nach einem Fußpfade hin, dann räusperte er sich plötzlich wie von ungefähr und trat aus den Bäumen hervor. In der Lichtung kniete unter einer Buche ein junges Bauernmädchen und betete. In dem schwachen Sternenlichte glaubte Johannes ein Bild der Mutter Gottes unter der Krone des Baumes zu bemerken.

Als der Jüngling aus dem Walde trat, fuhr das Mädchen erschrocken zusammen und stand von der Erde auf; dabei wischte sie sich ein paarmal mit der Schürze über die Augen. Jodokus, der helfen konnte, und doch nicht gerne sein Lauschen verriet, war ganz verlegen, was er beginnen sollte. Schon wandelte ihn wieder die Lust an, seitwärts in den Wald zu entspringen; aber zum Glück fuhr ihm ein schlauer Gedanke durch den Kopf. Mit festen Schritten ging er auf das Bauernmädchen zu und fragte: „Wißt Ihr mir nicht den Weg zu zeigen nach der Stadt?“

„Da will ich auch gerade hin“, entgegnete das Mädchen; „Ihr könnt ruhig mit mir gehen.“

Jodokus sagte nichts; schweigend wanderte er an der Seite des Mädchens voran. Aber mit sich selber sprach er desto lauter. „Höre, Johannes Jodokus“, hub er in Gedanken an, „die Tochter hat für ihren franken Vater gebetet; da könntest du ja einmal versuchen, ob du deine Wissenschaft nicht ganz verlernt hast. Sieben Semester medizinischer Studien sollten doch hinreichen, um einen Bauern kurieren zu können.“

Das machte Herrn Johannes Mut,

und er fasste sich ein Herz: „Was wollt Ihr denn noch so spät in der Stadt?“ fragte er seine Begleiterin.

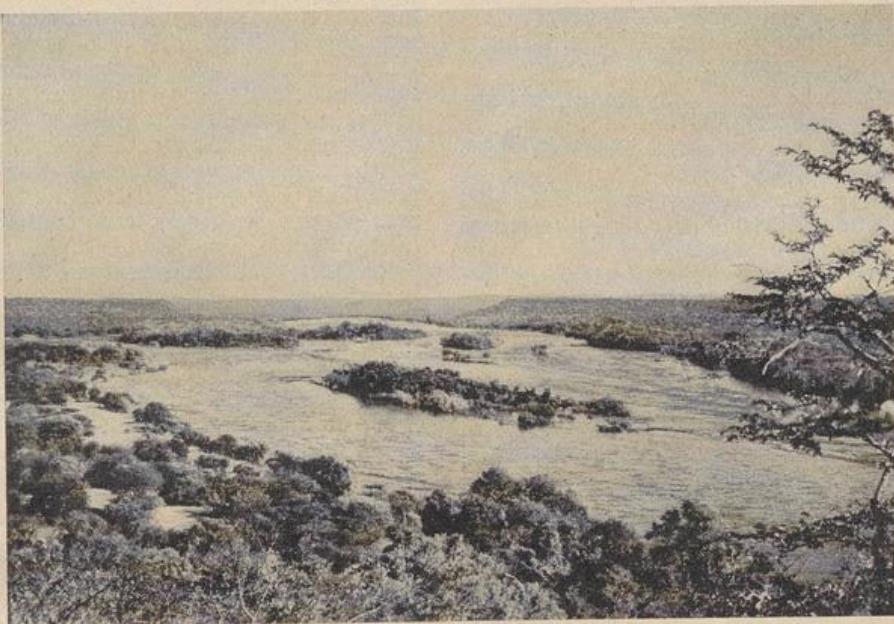
„Ich will den Doktor rufen“, entgegnete sie; „mein Vater ist krank und leidet große Schmerzen. Aber es wird doch vergebens sein, und der Doktor kommt gewiß nicht zu uns heraus in den Wald.“ Dabei brach sie in lautes Weinen aus.

Jetzt war Jodokus entschlossen. „Rehren wir nur gleich um“, sagte er; „ich bin selbst ein Stück Doktor und habe drei und ein halbes Jahr die Medizin studiert, da könnte ich vielleicht selbst Eurem Vater helfen.“

„Gewiß könnt Ihr das!“ rief das

Ritzen zwischen den Balken waren mit Moos ausgefüllt, und ein Dach von Baumzweigen und Stroh schützte vor dem herabstürzenden Regen und Schnee. Solche ärmliche Häuschen finden sich oft in abgelegenen Berggegenden, wo sie während des Sommers den Köhlern und Holzhauern zum Aufenthalte dienen, im Winter aber völlig verlassen und einsam stehen. Doch diese Hütte war auch für die rauhe Jahreszeit eingerichtet, fest gebaut und durch eine Wand in zwei Kammern geschieden.

Die beiden Wanderer waren an ihrem Ziele angelangt; leise öffnete das Mädchen die Türe der einen Kammer und



Am Sambesi (Apost. Präfektur Bulawayo)

Mädchen freudig aus. „Ihr müßt ja ein ganz gelehrter Mann sein, wenn Ihr so lange studiert habt. Mein Vater hat gar nicht studiert und hat doch schon manchen Kranken gesund gemacht durch allerlei Kräuter, die im Walde wachsen. Aber für sich selber findet er das rechte Kräutchen nicht.“

Immer höher stiegen die beiden Wanderer auf dem schmalen Waldsteig hinan. Freude und Hoffnung beschleunigten den Schritt des Mädchens, während Jodokus kaum zu folgen vermochte. Plötzlich glänzte ihnen aus dem Dickicht des Waldes ein schwaches Licht entgegen. „Nun sind wir gleich da, lieber Herr“, sagte das Mädchen.

Die Wohnung war eine aus Baumstämmen roh zusammengesetzte Hütte; die

trat ein, Jodokus folgte ihr. Auf einem ärmlichen Bett lag ein schon ziemlich bejahrter Mann, bleich und abgezehrt. „Vater“, sagte die Tochter, „hier ist ein Herr, der lange studiert hat, und wenn er auch noch kein Doktor ist, es doch werden will. Er wird Euch heilen; denn die liebe Mutter Gottes hat ihn mir zugeschickt, als ich vor ihrem Bilde am Kreuzweg betete.“

Der Kranke warf einen dankenden Blick auf den Jüngling und sagte mit schwacher Stimme: „Gott lohn's Euch, lieber Herr, daß Ihr einem armen verlassenen Manne in der Not zu Hilfe kommt.“

Aber Johannes stand regungslos mitten in der Stube und bewegte sich keinen Schritt rückwärts noch vorwärts. „Höre,

Johannes Jodokus", sprach er zu sich selber, „das ist ein gewagtes Tun; du bist noch kein Doktor, und wie wäre es, wenn der Mann durch deine Dummheit sterben würde?“ Es wurde ihm ganz schwindelig vor den Augen.

Da trat das Mädchen mit dem Lichte zu dem Bette ihres Vaters heran; sie meinte, der Herr könne nicht genau sehen und stehe deshalb so ratlos da. Bei diesem Anblick ermannte sich Jodokus: „Ich kann nun doch nicht mehr zurück“, dachte er bei sich, und zugleich fühlte er ein wunderbares Selbstvertrauen in seiner Seele auftauchen. Er griff nach der Hand des Kranken und fühlte dessen Puls. „Wie lange ist der Vater krank?“ fragte er die Tochter.

„Schon seit Weihnachten“, entgegnete diese schluchzend.

Johannes stellte noch einige ärztliche Fragen, und plötzlich fuhr es ihm wie ein Lichtstrahl durch seinen Verstand. „Ich glaube, daß ich helfen kann“, sagte er freudig, „aber Eile tut not. — Wie weit ist es von hier nach der Stadt?“ fragte er abermals.

„Raum eine Stunde“, entgegnete die Tochter.

Der Jüngling blickte nach der Uhr, die an der Wand hing. „Neun Uhr“, sagte er; „da wäre es noch möglich, die nötigen Arzneien zu bekommen.“

„Ich gehe gleich“, fiel die Tochter ein.

„Aber Ihr dürft mich nicht verraten, weil ich noch kein Doktor bin“, hub Jodokus von neuem an, den abermals die Angst befiel. Er zog ein Blättchen aus der Tasche und schrieb einige Namen darauf. „Bereiten will ich die Arznei selber“, sagte er.

Wie er dies sagte, ließen plötzlich wieder die hellen Tränen aus den Augen des Mädchens.

„Warum weint Ihr?“ fragte Jodokus.

Der Kranke winkte dem Jünglinge. „Herr“, flüsterte er, „wir sind arme Leute. In der Apotheke gibt man meinem Kinde die Sachen nicht, wenn es nicht bezahlt kann, und Geld haben wir keines.“

Ohne etwas zu erwidern, griff Jodokus in seine Tasche und drückte dem Mädchen verschiedene Münzen in die Hand. „Es wird wohl reichen“, sagte er verschämt; „ich habe auch nicht mehr bei mir.“

Ein Freudenstrahl flog über die Züge der Tochter. „Gott lohn's Euch tausend- und tausendmal“, sagte sie.

Dann ging sie zu dem Bette ihres Vaters, nahm eine Tasse und hielt sie dem Kranken an die heißen Lippen: „Trinkt noch einmal, Vater“, sagte sie.

„Trinke du, liebes Kind“, flüsterte der Kranke, „du hast ja seit gestern nichts mehr genossen.“

Diese Worte wurden sehr leise gesprochen, aber Jodokus hatte sie dennoch gehört. Rasch nahm er sein Brot hervor und schnitt es mitten durch. „Ich bin selber arm“, sagte er, „aber das wenige teile ich mit Euch.“ Er gab die Hälfte dem Mädchen. „Nun sputet Euch“, sagte er verlegen, um sich dem Danke zu entziehen. Die Jungfrau drückte noch einen Kuß auf die Stirne des kranken Vaters und eilte davon.

Johannes aber rückte die Bank zu dem Bette des Kranken heran, setzte sich darauf und verzehrte sein trockenes Brot mit einem seelenvergnügten Gesichte. Es war ihm so leicht und froh ums Herz, wie seit langem nicht mehr; alle Trauer lag weit hinter ihm, und nur heitere Bilder umspielten seine Seele.

Ehe noch die Schwarzwälder Uhr die Mittennachtstunde ankündigte, stand bereits das Fläschchen mit der noch warmen Arznei in einem mit Wasser gefüllten Topf, um sich abzufühlen. Die Liebe hatte das Mädchen zur Eile gebracht und die Wegstunde bis zu dem Städtchen verkürzt.

„Nun legt Euch immerhin zur Ruhe nieder, Ihr habt ja doch seit mehreren Tagen nicht mehr geschlafen“, sagte Jodokus zu dem Mädchen, als dieses ihrem Vater den ersten Löffel des Heiltrankes gereicht hatte; „für das andere will ich selber sorgen.“

Wie die Tochter sich auch wehren mochte, sie mußte endlich dem Drängen des Jünglings nachgeben. So sagte sie gute Nacht und ging in die vordere Kammer; aber bevor sie sich auf den Strohbund niederlegte, sprach sie noch einmal aus Herzensgrund ein heißes Dankgebet.

Jodokus wachte an dem Bette des Kranken und reichte ihm von Zeit zu Zeit die Arznei; nur wenig sprach er mit dem Manne, aber das wenige reichte hin, um ihn tief in anderer Leute Not und Jammer blicken zu lassen, daß sein eigenes Leid verschwand wie Tauropfschen vor dem Sonnenstrahl.

Als der Tag erwachte und die Vögel im Walde bereits lustig zwitscherten, trat die Tochter in die Stube und grüßte ihren Vater und den Jüngling. Dem Kranke war es leicht um die Brust, ob infolge des Heiltrankes oder freudiger Hoffnung — das wußte er selber nicht. Jodokus aber sagte: „Ihr seid noch nicht so weit, und es kann wohl noch mancher Tag vorübergehen, bis Ihr geneset. Aber habt nur guten Mut und betet, damit Gott seinen Segen gibt.“

Mit unaussprechlichem Danke blickte die Jungfrau den Jüngling an, und gleiche Liebe schaute auch aus den Augen des kranken Vaters.

„Ich muß jetzt hinuntergehen in die Stadt“, sagte Johannes; „aber vor Mittag bin ich wieder hier und bringe alles mit, was Ihr nötig habt.“

Er nahm Stock und Hut und schritt aus der Hütte. Wie war es ihm so froh ums Herz, und wie wohlig wehte die frische Morgenluft um ihn! Und als er am Rande des Waldes stand und aus dem blauen Himmel herab die Sonne ihn freudig begrüßte und aus dem Talgrunde die weißen Nebel emporstiegen und das Kreuz des Kirchturmes glitzerte und blinkte und heller Glockenlang über Berg und Tal hinschwante: da jauchzte der Jüngling hoch auf vor nie empfundener Fröhlichkeit und schämte sich ordentlich vor dem Johannes Jodokus von gestern. Er konnte sich nicht enthalten, niederzuknien in das taufrische Gras und Gott dem Herrn zu danken für das ungewöhnliche Glück.

Im Städtchen angekommen, gab Johannes dem Sohne des Bürgermeisters den Unterricht, dann ging er in seine Dachkammer und stellte die Hälfte der achtzehn Gulden ein. Im Städtchen machte er noch verschiedene Einkäufe, und dann schritt er abermals mit wohlgefüllten Taschen den Waldsteig hinan.

4. Der erste Mai.

In seiner Dachkammer saß Johannes Jodokus, die Feder in der Hand; vor ihm auf dem Tische lag das aufgeschlagene Gedenkbuch. Er hatte eben mit schwarzer Tinte das Blatt vom 1. April in Nahmen gesetzt, ähnlich einem Totenzettel. Jetzt schlug er das Blatt um und schrieb auf die folgende leere Seite:

„Leben und Gras, wie bald welkt das! So schrieb ich, Johannes Jodokus, vor einem Monate, als mich die Melancholie in den April geschickt hatte und Lebensüberdrüß und Menschenhass und Sterbenslust mitsamen ihren Reigentanz aufführten. Aber der einsame Waldsteig und der alte Gerhard, weiland Wildmeister seiner gräßlichen Gnaden, wie Johannes Jodokus weiland Hauslehrer derselben gräßlichen Gnaden, und — hier machte Johannes einen großen Gedankenstrich — haben mich kuriert. Ernst, ernst, ohne Ernst bringt man's zu nichts! — so hat's in meiner Jugend geheißen; jetzt sage ich: Frischgemut, frischgemut, ohne Leichtsinn bringt man's zu nichts! — wohlverstanden, wenn einer Dichter und Melancholiker ist!

„Wie ich, Johannes Jodokus, zu die-

sem glücklichen Ausgang gekommen bin, das will ich jetzt niederschreiben und die Feder ausspielen und dann das Gedenkbuch schließen, vielleicht für immer, jedenfalls für lange Zeit.

Der alte Gerhard ist nun wieder so weit hergestellt, dank den frommen Gebeten seiner treuen Tochter Maria, denn meine Wissenschaft hat nur wenig dabei getan. Er darf bereits zuweilen ein Stündchen aufstehen und auf der Bank vor seinem Häuschen im warmen Sonnenstrahl die Frühlingslüfte atmen. Dann sitzt sein Kind gewöhnlich neben ihm und spinnt; sie dreht den weißen Flachs zu so feinen und zarten Fäden, daß man ihre Arbeit gut bezahlt und sie ein wenig beisteuern kann zum täglichen Unterhalte. Es reicht freilich nicht; aber ich bin ja auch noch da und habe empfunden, wie wohl es der Seele tut, anderer Leute Not und Elend zu lindern.

„Das ist ein wonniges Plätzchen dort oben in der stillen Waldeinsamkeit; Primeln und Anemonen strecken vorwitzig ihre blühenden Köpfchen aus dem dünnen Laube zum freundlichen Gruße hervor; Eidechsen rascheln hindurch und spielen in der Sonne, und im zarten ersten Grün der Buchen singen die Vögel ihre Lieder. Und weit hinaus in der Ferne am Himmel schweben lange, seltsam gezackte Streifen, bläulich verschwommen wie Wollenbänke — das sind die Alpen, die seltsam herüberschauen und mit geheimem Ruf die Seele an sich ziehen, daß sie von tiefen, klaren Seen, Gletschern und Wasserfällen träumt.

„An diesem Orte saß ich gestern mit dem Kranken; das Spinnrad schnurrte, und fast hätte mich wieder die Lust angewandelt, ein Lied zu dichten, nicht traurisch und traurig, sondern heter und froh. Da sagte der Alte plötzlich: „Da ich wieder erzählen darf, Herr Jodokus, will ich Euch auch mitteilen, wie ich in diese Armut gefommen bin.“ Bei diesen Worten stand das Mädchen auf, nahm ihr Spinnrad unter den Arm und ging in das Häuschen. „Sie hört das nicht gerne“, sagte Gerhard, „denn sie ist dabei beteiligt. Wir können so auch offener miteinander reden.“

„Seht Herr, im vorigen Jahre um diese Zeit war ich noch wohlbestallter Wildmeister unseres gnädigen Herrn Grafen. Das ist der ansehnlichste Posten in seinem Hause, aber auch der schwierigste; denn der Graf ist, wie man zu sagen pflegt, ganz närrisch auf die Jagd und auf das Wild. Seltsam — den Großvater, Graf Augustin, habe ich gleichfalls noch gekannt, er war auch ein närrischer

Kauz, die Leute nannten ihn einen Poeten. Den alten Römerturn über den Steinbrüchen hatte er sich zu einer Klause einrichten lassen. Dort saß er den ganzen Tag und dichtete, während in der Wirtschaft alles hinterrücks ging und, wie man munkelt, beinahe die ganze Besitzung unter den Hammer kam. Aber sie haben alle insgesamt einen Sparren. Graf Augustin hatte einen einzigen Sohn, er hieß Winfried, der war in die Pferde vernarrt und verschleuderte große Summen für diese Liebhaberei. Und dessen ältester Sohn, der jetzige Graf, treibt es ähnlich in der Jagd. Den ganzen Winter über ist er draußen in den Wäldern; oft sind große Treibjagden, zu denen die Herrschaften aus weiter Ferne herkommen. Dann folgt Fest auf Fest; die Gräfin aber, eine liebe, gute Frau, soll deshalb manche bittere Stunde haben. Wie nämlich die Rede geht, liegt dem Grafen der Wildstand mehr am Herzen als Frau und Kind, von den großen Ausgaben gar nicht zu sprechen. Doch Ihr habt das wohl selber beobachtet, Herr Iodokus', sagte der Wildmeister, indem er sich mit fragendem Blicke zu mir hinwandte. Nicht umsonst sind die Augen der Gräfin oft so rotgeweint. Freilich, der Graf meint es nicht böse, und in manchen Stunden herrscht da unten das schönste Familienglück. Aber dann kommt die Leidenschaft, und wenn die Gräfin nur ein Wörtchen des Tadels spricht, dann ist der Unfriede da. Graf Alfonso lässt sich dann oft tagelang nicht im Schlosse blicken, sondern streift in den Wäldern umher, und das sind schlimme Zeiten.'

„Ich hatte den Kummer der Gräfin wohl auch schon bemerkt, aber die Ursache war mir unbekannt; jetzt wurde mir vieles klar. Nur dachte ich, der Graf sei nicht bloß bezüglich der Jagd ein Narr, sondern habe auch hinsichtlich der Dichter einen Sparren. Das hatte ich ja selbst gerade vor einem Monat erfahren.

„Der Wildmeister fuhr indessen in seiner Erzählung fort: „Eigentlich gehen mich diese Verhältnisse nichts an; es soll nur zur Erklärung dienen. Es sind nun zwei Jahre her, da fiel es dem Grafen ein, sich einen Wildpark anzulegen. Bäume wurden gefällt, Pfähle gebrannt, Umzäunungen angelegt, viele Arbeiter fanden Beschäftigung. Für die armen Leute war es ein Gewinn, denn hohe Summen wurden verbraucht. Nach Vollendung des Parkes wurden Hirsche, Wildschweine und anderes Rotwild eingepfercht; alles nahm seinen gewöhnlichen Verlauf. Ich erhielt als Waldmeister die Obhut und wohnte in einem

schmucken Häuschen am Eingange des Parkes. Seht, Herr, hier beginnt eigentlich mein Unglück. Der Graf hatte immer große Stücke auf mich gehalten; aber da verendete im vorigen Frühjahr der schönste Edelhirsch. Das brachte den Herrn in Zorn, denn seine verwundete Stelle war getroffen. Er ist sonst ein gütiger Mann, aber in Jagdsachen spät er nicht. Mir gab er die Schuld an dem Unfall, denn ich hätte nicht für die Tiere gesorgt, wie es meine Pflicht gewesen, und doch war ich unschuldig gleich einem neugeborenen Kinde. — Es sollte noch schlimmer kommen.

„Drei Wochen später wurden fünf prächtige Tiere in einer Nacht aus dem Park weggeschossen. Ich hatte wohl die Schüsse gehört, konnte aber den Tressler nicht entdecken. Als ich dem Grafen die Anzeige machte, war er schon von allem unterrichtet; und denkt Euch meinen Schrecken, er sagte, ich selber habe die Tiere geschossen und verschachert; man habe mich gesehen, wie ich sie zwei Männer im Walde ausgeliefert. Ich möchte leugnen, soviel ich wollte, der Graf würde dadurch nur noch zorniger. Ich könnte Gott danken, sagte er, daß er mich nicht den Gerichten überliefern; denn diejenigen, welche mich gesehen, würden gegen mich schwören. Seinen Dienst aber müsse ich alsogleich verlassen, er wolle keinen Dieb unter seinen Leuten haben. So war ich mit einem Male brotlos geworden, ohne meine Schuld, und ehrlos dabei. Im Städtchen und in der ganzen Gegend erzählte man sich mein angebliches Verbrechen, und niemand wollte mich zur Arbeit haben. Hätte nicht meine Tochter für mich bei der Gräfin angehalten, daß man mich unter die Holzhauer aufnehme, dann wären wir beide entweder Hungers gestorben, oder ich hätte die Gegend verlassen müssen. So tröstete ich mich, richtete mir diese verlassene Hütte ein, und es ging uns wieder leidlich gut. Aber dann kam meine Krankheit, das Ersparre war bald aufgezehrt, und Not und Elend zogen ein, bis Ihr Euch unser erbarmet wie ein rettender Engel, welchen Gott uns schickte.

„Lieber Herr das ist der Hergang meiner Entlassung aus dem einträglichen Dienste; allein jetzt kommt erst die Hauptache, weshalb ich eigentlich recht froh bin, daß alles so geschehen ist. Damals, als der Wildpark fertig war, gesellte mir der Graf einen neuen Jägerburschen zu. Ich möchte nicht viel von dem jungen Manne wissen, denn er war ein Raufbold, und seine Sitten gefielen mir nicht. Desto größere Stücke hielt der Graf auf ihn. — Herr Iodokus, ich will keinen Menschen verdächtigen, aber Euch

muß ich das erzählen, weil Ihr so gütig gegen uns wartet. — Nach kurzer Zeit kam dieser Jägerbursche gar oft in mein Haus, nicht wegen der Geschäfte, sondern, wie ich bald merkte, wegen meiner Maria.

„Hier muß ich für Augenblicke die Erzählung des alten Gerhard unterbrechen. Es passierte mir ein eigenartliches Ding. Als der Wildmeister die letzte Bemerkung machte, hatte ich mich unwillkürlich von der Wand zur Erde niedergebeugt und ein Blatt vom Boden aufgehoben, damit er meine Verwirrung nicht sah. Glutrot war in mein Gesicht gestiegen, mein Herz pochte heftig, und ich weiß doch gar nicht recht warum.

Gerhard aber fuhr fort: „Es war ein Glück, daß mein Kind von dem Jägerburschen so dachte wie ich selbst. Sie hielt sich von ihm ferne, wie es sich für ein eingezogenes und sittsames Mädchen schick. Das ärgerte den Gesellen; aber er ließ es sich nicht merken, sondern kam nur noch häufiger zu uns, so daß ich meinen Dienst nicht einmal nach Pflicht und Recht versehen konnte, aus Sorge für mein Kind. So ging es ungefähr drei Monate hindurch. Da erschien er eines Sonntags im schönsten Kuze und verlangte geheim mit mir zu reden. Er hielt um die Hand meiner Tochter an; aber, Herr, ich sagte nein und verbot ihm sogar mein Haus, und das war die Ursache meines Elendes. Auch der Graf verwendete sich bei mir für den Jägerburschen, allein ich schlug sein Gesuch gleichfalls rund ab; Maria ist ja mein Kind, und ich will sie nicht unglücklich sehen. Seit jener Zeit war der gnädige Herr mir außäsig.“

„Ungefähr einen Monat später vereinte der Edelhirsch; ich habe die Tiere gut gepflegt und vermute eine böse Tat. Doch ich will nicht urteilen. Dann ereignete sich der Wildfrevel, und das übrige wißt Ihr. — Der Jägerbursche ist jetzt Wildmeister; er hat geheiratet, aber man sagt, die Ehe sei unglücklich, denn der Mann liege den ganzen Tag über in den Wirtshäusern. Der Graf hätte ihn schon längst fortgeschickt, wenn er nicht ein so tüchtiger Jäger wäre.“

„So endete der alte Gerhard seine Erzählung. Als er von der Heirat des Jägerburschen redete, atmete ich frei auf; es machte mir das eine ganz unerklärliche Freude.“

„Dies habe ich in mein Gedächtnis niedergeschrieben: erstens, weil ich auf dem Waldsteig und in dem einsamen Häuschen wieder der ‚muntere‘ Johannes Jodokus geworden bin, und zweitens, weil durch diese Erzählung ein Entschluß in meiner Seele auftauchte, der vielleicht für mein ganzes Leben entscheidend ist.“

Johannes Jodokus hielt inne im Schreiben und legte seine Feder weg. Er ging zum Fenster und blickte träumerisch in den knospenden und blühenden Mai.

Eine gute Weile stand er da, zuweilen flog eine unbeschreibliche Glückseligkeit über sein Antlitz, zuweilen aber verfinsterte sich seine Stirne, als empfände er einen Nachstoß früherer Tage. Jetzt trat er wieder zu dem Tische heran, tauchte die Feder ein und schrieb:

„Als Dichter wurde ich verkannt und verspottet, als Hauslehrer entlassen, zur Promotion in der Medizin habe ich kein Geld — aber droben in der armen Holzhütte bin ich reich geworden im Gemüte: in der Armut hat mir Glück, Freude und innere Zufriedenheit gelächelt . . .“

„Johannes Jodokus, vergiß deine Träume, werde arm, vertraue auf Gott! Als armer Johannes Jodokus“ — hier machte er wieder einen großen Gedankenstrich, warf die Feder weg und schlug das Gedächtnisbuch zu. Dann verbarg er es in einem kleinen Päckchen, das neben ihm auf dem Tische lag, hob das Päckchen auf den Rücken, warf noch einen Blick durch das Dachfenster und in die Kammer und schritt stolz wie ein Fürst die Treppe hinunter.

„Reiset glücklich!“ sagte die Hausfrau beim Scheiden zu dem Jüngling.

Und Jodokus schritt den einsamen Waldsteig hinan; der Kuckuck grüßte ihn aus dem Walde, und in Heden und Gebüsch musizierten die Vögel als Gottes freie Spielleute und Sänger. Jodokus aber stimmte ein in ihren Freudenruf; laut tönte sein Lied unter den lichten Kronen der Bäume:

„Und so lass' ich denn die Klagen,
Werf' sie aus dem Herzen fort,
Denn die Nachtigallen schlagen,
Und es tönt von Ort zu Ort.“

Ist mir's doch wie heil'ger Segen,
Der zur Erde nieder sinkt;
Blüten sprossen auf den Wegen,
Himmelstau im Kelche blinkt.

Was von Leid im Herz ich habe,
Ist ein tiefer, schwerer Traum —
Freudig leg' ich ihn als Gabe
Opfernd an den Kreuzesbaum.“

5. Im Schrage

Das war ein reges Leben hoch oben in den Waldburgen. Die Äxte klangen, und die Sägen schwirrten; manch stattlicher Baum, der schon im Winter geschlagen worden, lag auf dem Boden und erwartete, gespalten, zerteilt und in Klafter gesetzt zu werden. Den Holzhauern rannen die hellen Tropfen von

der Stirne, denn die Arbeit war schwer, und die Sonne schien heiß auf die Lich- tung herab. Und doch waren alle gute Dinge: fröhliche Lieder tönten, und wie im Takte fielen die wuchtigen Artschläge nieder, und das ferne Echo antwortete auf Lied und Schlag.

Jetzt ließen plötzlich alle die Ärte ruhen, knieten in das frische Gras und beteten den Englischen Gruß, denn ein kleines Glöckchen verkündete die Mittagszeit. Dann sammelten sich die Holzhauer im Schatten, nahmen ihre Blechbüchsen hervor und ließen sich das Essen wacker schmecken. Munttere Gespräche versüßten das arme Mahl. In einer Gruppe besonders ging es lustig zu; da war ein junger Arbeiter, dem alle lauschten, und zuweilen lachten sie hell auf bei den Späßen ihres Kameraden. Die Züge des Mannes waren weniger gebräunt als die der übrigen Holzhauer, auch hatten seine Hände noch nicht die harten und rauhen Schwielen; wer ihn aber bei der Arbeit sah, der mußte meinen, der Jüngling sei nie etwas anderes gewesen, als ein armer, schlichter Hauer.

Glücklicher Johannes Jodokus!

Der Schüler der Arzneikunde war es, dessen heitere Laune die armen Leute im Walde so fröhlich stimmte; die Ärt war sein Sezermesser geworden, und damit schlug er frisch hinein in das feste Holz.

Das war aber folgendermaßen gekommen.

Nachdem der alte Gerhard am letzten April dem Jüngling seine Geschichte erzählt hatte, war dieser nachdenklich hinabgestiegen in das Städtchen. Und wie er einsam auf seiner Dachkammer saß, hatte er ein selthames Gespräch mit sich selber vollführt.

„Höre, Johannes Jodokus“, hatte er gesagt, „die achtzehn Gulden sind einer nach dem andern in die Waldhütte gewandert, und wenig ist mehr davon übrig. Die fünf Gulden, welche dir der Bürgermeister allmonatlich ausbezahlt, sind kein großes Kapital; zehn Kreuzer täglich — das ist zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Und wie soll's erst gehen, wenn drei hungrige Magen davon zehren müssen? Was Maria durch Spinnen verdient, reicht lange nicht hin, um ihren Vater genugsam zu pflegen. Also, Johannes Jodokus, deine Sache ist es, dafür zu sorgen — das fordert die Dankbarkeit und die Liebe. — Aber wie? — Nun, ich könnte in die Residenzstadt ziehen und eine neue Stelle als Hauslehrer suchen“ — bei diesen letzten Worten hatte Jodokus seinen

Kopf betrachtet und verdrießlich den Kopf geschüttelt. „Der ist fadencheinig geworden und ähnlich einem Bettlerkleid; er wird mich nicht empfehlen, und einen neuen zu kaufen bin ich auch nicht imstande. Und dann — wie leben, bis die Stelle gefunden ist? Was essen und was trinken? — Nein, Johannes, das geht einmal gar nicht.“

Eigenlich war es noch ein ganz anderer Grund, der den Jüngling von der Ausführung dieses Planes abhielt; aber das wollte er sich selber nicht eingestehen.

Also sann er abermals nach, und plötzlich sprang er hoch auf und jubelte und sang, als sei ihm ein schwerer Stein vom Herzen gefallen. „Ich hab's gefunden“, rief er aus; „Johannes Jodokus, du bleibst im Walde. Da hat dir zuerst das farge Glück gelächelt, da hast du Freude und Seligkeit empfunden, darum sei fortan der Wald dein Aufenthalt, er sei's bis in den Tod.“ Aber gleich verbesserte er sich wieder: „Dachte nicht, Johannes“, sagte er, „das heißtt, du bleibst im Walde, solange Gott es haben will und bis er dich zu einem andern Berufe führt. — Dreißig Kreuzer Tagelohn bekommt ein Holzhauer, das macht monatlich fünfzehn Gulden, und davon können schon drei Leute leben, wenn sie genügsam sind. Bald ist auch Gerhard wieder gesund, und dann kann ich sparen auf eigene Faust: vielleicht verschafft die Ärt mir leichter ein Doktordiplom als Studium und Lehrersorgen. Und dann, Johannes Jodokus — wenn du Doktor geworden bist, ja dann —“

Er sagte nichts weiter; eine Träne funkelte statt der Worte in seinen Augen.

So war der Entschluß gefaßt; noch am selbigen Abend kündete Jodokus dem Bürgermeister den Unterricht auf, da er auf lange Zeit verreisen müsse, schrieb noch am folgenden Morgen die Erzählung des Försters in sein Gedächtnisbuch nieder und schritt dann wohltemperiert mit seinen wenigen Habeseligkeiten und einem Lied auf den Lippen dem Waldhäuschen zu.

Der alte Gerhard und seine Tochter machten große Augen, als der Jüngling ihnen seine Pläne enthüllte; sie wollten gar nichts davon hören. „Es ist nicht recht, daß ein so gelehrter Mann Holzhauer wird“, sagte Gerhard, und das Mädchen fügte bei: „Unsertewegen erst gar nicht. Ihr habt uns schon genug Wohltaten erzeigt, auch ist mein Vater beinahe wieder geheilt, und ich kann jetzt spinnen Tag und Nacht.“

(Schluß folgt.)